

# Zwischen Zeit und Ewigkeit

## Mitten in der Nacht

### Der Besucher

Eine Geschichte ist wie ein Lebenslauf. Viele gute Geschichten beginnen harmlos und steigern dann ihre Dynamik, bis sie zum Schluss unvermittelt wieder abfallen. Manche Geschichten beginnen sehr steil und legen ein hohes Tempo vor, verlieren dann aber an Geschwindigkeit und plätschern vor sich hin oder laufen einfach aus. Andere haben eine lange Vorgeschichte, in meinem Falle eine lebenslange. Es dauerte viele Jahre, bis ich begriff, aber dann legte mein Leben an Dynamik zu. Und dann stellte sich heraus, dass nichts von allem umsonst war, jedes Detail gewann seine besondere Bedeutung. Es war nur wichtig, alles in seinem Zusammenhang zu sehen, die Puzzleteile zu einem kompletten Bild zusammenzusetzen. Das aber gelang erst in der Rückschau – aus der Perspektive der Ewigkeit. Genauso ist es mit meinem Bericht, den ich hier zusammengetragen habe: Vieles wird erst vom Ende her verständlich.

Mein ganzes bisheriges Leben hatte ich mich auf diesen Augenblick vorbereitet. Immer wieder hatte ich mir diesen Moment vorgestellt: Ich würde warten, wäre bereit, könnte sofort aufbrechen und alles hinter mir lassen. Es würde mir nicht schwerfallen, Abschied zu nehmen. Ich würde stark sein, dem Unvermeidlichen kühn ins Auge schauen. Nichts würde mich zurückhalten können. Endlich wäre ich am Ziel angekommen und könnte den Schritt in die Ewigkeit tun.

Aber als es dann so weit war, war alles ganz anders. Es klopfte an meiner Terrassentür. Ich hatte wohl vergessen, die Rollläden zu schließen. Ich schlief, denn es war mitten in der Nacht. Das Klopfen war ausdauernd und beharrlich. Zuerst hörte ich es nur in meinen Träumen. Als es dann langsam in mein Bewusstsein drang und ich es nicht mehr überhören konnte, wollte ich nicht: Ich schlafe! Ich wollte meine Ruhe. Meine Träume waren mir wichtiger, als das unverschämte Klopfen. Ich war nicht bereit, mich der Wirklichkeit zu stellen.

Deshalb war ich nicht gewillt zu öffnen. Als aber das Klopfen nicht nachließ, musste ich reagieren. Unwillig stand ich auf, zog mich an und öffnete die Tür zum Garten. Nun war also der Zeitpunkt gekommen und er stand da und wollte, dass ich mitkam. Ich fand es unfair, dass er durch die Hintertür kam und nicht zu einer menschenfreundlichen Zeit an der Haustür klingelte. Er kam wie ein Dieb: von hinten und in der Nacht.

„Nein, jetzt nicht“, ich versuchte es gleich mit klaren und eindeutigen Worten, um von Anfang an keinen Zweifel an meiner Entschlossenheit zu lassen.

Mein Besucher ließ sich nicht abwimmeln. Er blieb vor der geöffneten Tür stehen und betrachtete mich interessiert. Meine abweisende Haltung schien ihn nicht zu beeindrucken. „Könntest du nicht später kommen? Ich habe noch nicht ausgeschlafen.“ Ich verlegte mich aufs Verhandeln. Es war mir in diesem Moment nicht bewusst, dass ich meinen Besucher duzte. Irgendwie hatte mich der überraschende Gast völlig aus dem Gleichgewicht gebracht.

„Darf ich wenigstens eintreten?“, fragte er in einem freundlichen, gewinnenden Ton.

„Bitte sehr“, sagte ich. Es blieb mir ja nichts anderes übrig.

Er trat in mein Zimmer und schaute sich um. Ich deutete mit einer einladenden Bewegung auf einen Sessel, er blieb stehen.

„Du hast doch auf mich gewartet und mich immer wieder eingeladen“, erklärte er mir. Hatte ich das wirklich getan? Das war doch nicht so ernst gemeint gewesen, oder? „Jetzt bin ich hier.“ Das war ja nicht zu übersehen, dachte ich, muss er das so betonen? Innerlich wand ich mich und suchte nach Argumenten, um zu begründen, dass alles nicht so gemeint war, dass es mir eigentlich mehr um theoretische Überlegungen gegangen war, um mich innerlich für diesen doch sehr entscheidenden Augenblick zu rüsten, mehr eine gedankliche Spielerei.

„Es ist zu früh“, sagte ich, „ich bin noch nicht so weit. Ich brauche noch Zeit.“

„Ja, die Zeit des Wartens ist eine gesegnete Zeit. Warten gibt der Zukunft eine Bedeutung und einen Wert. Aber das Warten ist keine unbegrenzte Zeit, es hat ein Ziel und ist irgendwann zu Ende. Unbegrenzt Warten wäre nur Verschieberei, eine Flucht ins Ungewisse. Warten bekommt seinen Sinn dadurch, dass es irgendwann zu Ende ist. Auf das Ende kommt es an, jetzt wird zur Wirklichkeit, was du erwartest hast. Es stimmt: Es ist gefährlich, das Warten abubrechen, weil es zu lang oder zu lästig ist, bevor es wirklich zu Ende ist. Du gehst zurück und beginnst von vorn und hast viel Zeit verloren. Aber irgendwann ist es Zeit und du musst gehen.“

Der Fremde betonte das „musst“. Das klang definitiv und bestimmt, unabänderlich. Natürlich hatte ich gewartet. Aber auf was? Mein Wunsch war, dass es ganz schnell ginge und ich keine Zeit hätte, viel nachzudenken, hops! hätte ich den entscheidenden Schritt getan.

„Jetzt ist es Zeit“, sagte mein Besucher mit einer klaren und sehr gewissen Stimme. Es blieb mir also nichts anders übrig, als mich zu fügen. Ich hatte keine andere Chance.

Nun wurde mir auch schlagartig bewusst, dass sich dieser Moment angekündigt hatte. Die letzte Zeit war von Unruhe erfüllt gewesen, von dem Bewusstsein, dass es so nicht weitergehen konnte, dass irgendetwas Gravierendes geschehen müsste, ja geschehen würde. Ich hatte zunehmend das Gefühl, dass alles um mich herum eng wurde, sich die Umstände wie ein Gefängnis um mich legten und die Abläufe stagnierten. Immer wieder war es mir so vorgekommen, dass alles nur noch sehr zäh und mühsam vorankam, nichts mehr von selber lief. Immer mehr ging schief, erforderte noch mehr Einsatz und Aufmerksamkeit als sonst. Und der Gedanke war immer deutlicher in mein Bewusstsein gedrungen: So kann es nicht weitergehen, es muss sich etwas ändern. Diese Erkenntnis hatte zuerst sehr leise und vorsichtig begonnen, aber mich dann doch immer mehr, deutlicher und drängender mit Unruhe erfüllt. Aber das alles wurde mir jetzt erst, nachträglich, klar – wie so vieles im Leben erst im Rückblick seine wahre Bedeutung enthüllt.

„Es ist Zeit“, wiederholte mein Besucher. „Aber es ist nicht deine Zeit, sondern Gottes Zeit. Gottes Zeit ist gekommen.“ Das klang wie eine großartige Ankündigung. Sollte tatsächlich etwas Altes zu Ende gehen und etwas Neues beginnen? „Die Zeit ist erfüllt und Gottes Ewigkeit beginnt.“

„Dann bist du nicht der Tod – mein Tod, der zu mir kommt, um mich zu holen?“ Ich war verwirrt.

Mein Besucher lachte schallend. „Sehe ich so aus?“

Jetzt erst nahm ich mir die Zeit, den seltsamen Fremden ausgiebig zu betrachten: Alles an ihm war unauffällig, normal. Es war nichts Düsteres, Schwarzes an ihm. Er hielt keine Sense in der Hand und war kein notdürftig verhülltes Skelett. Er hatte ein freundliches Gesicht, lachende Augen, graue Haare. Sein Alter war schwer zu schätzen, so irgendetwas, was man ein „mittleres Alter“ nennt, nicht mehr jung und noch nicht alt. Alles an ihm strahlte Zuversicht aus und signalisierte Nähe. Eine sehr sympathische, vertrauenerweckende Persönlichkeit. Ich war also wieder einmal meinen eigenen Erwartungen erlegen, hatte

Schlüsse gezogen, die zu schnell waren, nur weil ich es mir so vorgestellt hatte, es mir so vorstellen wollte.

„Bitte entschuldige“, sagte ich leise, „ich wollte dich nicht beleidigen.“

„Du beleidigst mich nicht. Niemals! Du bist ein Mensch und ich komme aus der Ewigkeit.“

„Wer bist du und was tust du hier?“ Meine Verwirrung nahm zu.

„Du wirst es verstehen, wenn du mit mir kommst. Du wirst auch auf unserer Reise dem Tod begegnen. Dann wirst du sehen, dass ich und der Tod nichts gemein haben, ganz im Gegenteil.“

Wieder lachte er, ein befreiendes und wohltuendes Lachen, das ich im Laufe der nächsten Zeit noch öfters hören sollte. „Willst du mit mir kommen?“

Das ging mir nun doch zu schnell. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Außerdem wusste ich ja gar nicht, wohin und auf was ich mich einließ.

„Warum gerade ich?“, fragte ich und es war mir sofort bewusst, dass das die falsche Frage war.

„Ich weiß es auch nicht, warum du. Ich bin zu dir geschickt worden, dich zu begleiten und dir einen Einblick in die Ewigkeit zu gewähren. Du kannst auch hierbleiben und dir deine eigenen Gedanken machen. Du musst mir nicht folgen.“

Es tat mir gut, dass er mir die Freiheit zur Entscheidung gab, mich nicht unter Druck setzte.

Das reizte mich und provozierte meine Neugier. Wenn ich eine Reise aus freien Stücken unternehmen kann, ist das etwas anderes, als wenn ich gezwungen werde loszugehen.

Trotzdem zögerte ich – und später war es mir äußerst peinlich, dass ich nicht gleich in sein Angebot einwilligte. „Erkläre mir die Ewigkeit“, bat ich meinen Besucher.

„Setzen wir uns“, forderte er mich auf, als ob er der Gastgeber wäre.

### **Am Rand der Zeit**

„Du wirst es kaum verstehen, was Ewigkeit ist, da du in der Zeit lebst. Die Ewigkeit ist jenseits der Zeit, dort herrschen andere Bedingungen: In der Ewigkeit ist vieles nicht mehr wichtig. Denn dort gibt es keine Zeit mehr, dadurch keine Vergänglichkeit. Es gibt keinen Druck, kein Altern, keinen Verfall. Deshalb kein Entscheidenmüssen, Reparieren, Erneuern und Wieder-von-vorn-Anfangen. In der Ewigkeit gibt es keine Veränderungsprozesse, kein Wachstum, keine Entwicklung, kein Ende. In der Ewigkeit ist alles gegenwärtig: Der Anfang hört nicht auf, die Geschichte läuft rückwärts, der Mensch wird immer fähiger und beweglicher, er nimmt an Weisheit und Erkenntnis zu und verjüngt sich gleichzeitig. Er lernt und macht Erfahrungen, ohne dabei festgelegt zu sein. Alles ist Weite, alles groß und schön, wird allerdings immer weiter und immer schöner. Die Entscheidungen legen nicht fest, sondern öffnen neue Möglichkeiten: Alles ist möglich, alles geschieht, alles bewegt sich, ohne die Stelle zu verlassen. Nichts fließt hinab, aber alles hinauf. Nichts führt zum Tod, sondern alles fördert das Leben. Es gibt kein Ende, sondern nur Gegenwart, grenzenlose, endlose Gegenwart ohne jegliche Einschränkungen und Beeinträchtigungen.“

Die Begeisterung war meinem Besucher anzumerken, mir schwirrte der Kopf. Das konnte ich mir tatsächlich unmöglich so vorstellen. Andererseits klang es gut und diese Worte berührten eine tiefe Sehnsucht in mir. Im Augenblick war ich noch ein Gefangener der Zeit.

Um den Bezug zu meiner Realität nicht zu verlieren, entgegnete ich vorsichtig:

„Die Gegenwart, in der ich heute noch lebe, ist wie ein Bild. Es zeigt schöne Szenen, ein heiteres Leben. Aber es ist von einem dunklen Rahmen umgeben. Das Schöne überstrahlt zwar das Dunkle, aber es ist da, bedrohend, eingrenzend, es umgibt alles, was das Leben lebenswert macht. Der Rahmen ist unsere Begrenzung, die Zeit. Wir haben nicht unbegrenzt

Zeit.“

„Und dieser Rahmen wird durch den Tod gesprengt. Er, den ihr für das Bedrohlichste eures Lebens haltet und am meisten fürchtet, zerbricht die Begrenzung und weitet das Bild bis ins Unendliche aus. Es gibt nichts Dunkles mehr in der Ewigkeit, denn es gibt keine Zeit und keinen Tod.“

„Man stirbt doch, damit andere leben. So ist der Lauf der Zeit. Mit unserem Tod machen wir Platz für die nächste Generation.“ Ich wollte widersprechen und die Dinge vereinfachen. Es musste doch alles einen Sinn haben. Die Weite, die mir aus der Ewigkeit entgegenkam, machte mir Angst.

„Nein. Man stirbt, um in der Ewigkeit anzukommen.“ Mein Besucher blieb fest, das wusste er offensichtlich besser.

„Aber der Weg in die Ewigkeit ist weit“, ich ließ nicht locker. Es klang mir zu unrealistisch, was mir mein Besucher erklärte.

„Es gibt Menschen, die wissen um die Ewigkeit, wenn sie sterben, und andere, die wissen nichts davon. Die Anfangssituation ist unterschiedlich. Wer nichts von der Ewigkeit weiß, hat einen weiten Weg. Er muss lernen, sich mit ihr vertraut zu machen. Darum geht es. Jeder Mensch geht seinen eigenen Weg. Du gehst nur deinen. Du kannst deinen Weg nicht abkürzen, aber du kommst auch nicht später ins Ziel, wenn du Umwege machst.“ Mein Besucher schaute mich streng an.

„Ja, ich weiß“, erwiderte ich kläglich, „viele sieht von vorn ganz anders aus, als wenn ich es hinter mir hätte, zum Beispiel das Sterben. Ich kann es mir nicht wirklich vorstellen, wie es ist, wenn ich es hinter mir habe. Ich sehe den Tod immer nur von der Vorderseite. Deshalb weiß ich auch nicht, was danach kommt.“ Mein Besucher nickte mir aufmunternd zu.

„Ja, die Toten haben keine Möglichkeit, zu den Lebenden zurückzukehren. Wer aus der Zeit herausgefallen ist, kann nicht zurück.“

„Und du? Du kommst doch aus der Ewigkeit? Bist du nicht ein Gestorbener?“

Wieder lachte mein Gast ein befreites und glückliches Lachen. „Ich bin zwar ein Gestorbener und gehöre zur Ewigkeit, aber ich lebe, wie ich früher nie gelebt habe. Das Leben gewinnt in der Ewigkeit eine ganz neue Dimension. Und ich kann nur hierherkommen, weil ich Gottes Bote bin und den Auftrag habe, dir einen Einblick in die Ewigkeit zu geben. Ihr Menschen habt die Aufgabe, euch ein ganzes Leben lang auf die Ewigkeit vorzubereiten. Unsere Tätigkeit ist es, den Menschen, die noch nicht bereit für die Ewigkeit sind, einen Zugang zu ermöglichen: frei werden von sich, das Gefängnis der eigenen Vorstellungen verlassen, die Knie beugen lernen, leer werden, mit Mangel leben, sich nicht mit Vordergründigem zufriedengeben, nicht jammern und klagen oder Forderungen stellen. Aus Steinen müssen zuerst lebendige Menschen werden, bevor sie das Zeitliche segnen können – also getrost und zuversichtlich das zurücklassen, was war, und sich dem Unbekannten anvertrauen. Auf diesem Weg der Veränderung sind wir die Helfer zur Ewigkeit. Wir tun das, um euch zu dienen – nicht um euch zu erschrecken oder zu verängstigen. Nein, wir sind das genaue Gegenteil von Gespenstern.“ Er schüttelte angewidert den Kopf.

„Tust du das gern?“ Diese Frage war mir einfach so herausgerutscht. Sofort war mir klar, wie albern sie war. Sie zeigte, wie sehr ich mich zu diesem Zeitpunkt bereits in der Defensive befand und wie bemüht ich war, mein inneres Gleichgewicht zu stabilisieren.

„Du hast mich noch nicht verstanden“, sagte mein Gegenüber ernst. „Etwas gern machen ist ein Begriff aus der Zeit. Er bedeutet, dass du vergleichst und bewertest. Es gibt Dinge, die machen dir Spaß und andere nicht. Weil du in der Zeit wenig Zeit hast, bist du bemüht, deine

Zeit nur mit Schönerem zu füllen. In der Ewigkeit ist alles schön, weil wir unendlich Zeit haben. Wir müssen nicht geizen und unser Tun optimieren. Die Dinge bekommen ihr eigenes Gewicht und werden bedeutsam, weil sie es sind, nicht weil ich sie gern mache oder für gut halte.“

Das war eine deutliche Zurechtweisung. Ich war verunsichert und schwieg. Mein Gast ließ mir Zeit, mich zu sortieren. Dann sagte ich leise, wie zu mir selbst – und es lag Trauer in meiner Stimme, die der Vergeblichkeit meiner Bemühungen entsprang:

„Das ganze Leben ist ein ständiges Bemühen, Gott ein wenig zu verstehen. Die schönsten Momente sind flüchtig: ein Kuss, eine Umarmung, ein Sonnenuntergang am Meer, eine zarte Berührung, das freundliche Wort. Wir können das Schöne nicht festhalten, nicht in Besitz nehmen. Diese kurzen Augenblicke des Glücks sind höchstens ein Gruß aus der Ewigkeit, aber für uns in der Zeit viel zu kurz.“

Mein Gast schaute mich mit blitzenden Augen an: „Du hast sehr recht, du weißt gar nicht, wie recht du hast.“ Er lachte. „Alles, was du in der Zeit an Schönerem erlebst, ist ein Gruß aus der Ewigkeit. In der Ewigkeit gibt es alles, was es in der Zeit auch gibt – aber ganz anders. Und im Glücklichein bekommst du eine Ahnung von diesem anderen, von dem, was es an Mehr gibt. In der Ewigkeit finden die Dinge ihre wahre Bedeutung, hier erscheint das, was in der Zeit bedrohlich wirkt, in einem anderen Licht. In der Zeit gibt es die alte Stadt, die der Willkür anheimgegeben ist und in der Ungerechtigkeit herrscht. In der Ewigkeit aber befindet sich die Stadt des Friedens und der Gerechtigkeit. In der Zeit stehst du vor dem Berg der riesengroßen Verzweiflung, dort vor dem Berg der Klarheit. In der Zeit fließt der Fluss der Religiosität, aus der Ewigkeit sprudelt, der Strom der Hingabe, das Wasser des Lebens. Jetzt besteht der Sumpf der Hoffnungslosigkeit, dann der trocken gelegte Sumpf, der zu einem fruchtbaren Garten der Liebe geworden ist, in dem köstliche Früchte reifen, für dich selbst und für viele andere.“

„Ich verstehe das alles nicht. Das kann ich nicht begreifen!“ Wie ein Schrei brach es aus mir heraus.

„Wie solltest du auch“, beschwichtigte mich mein Besucher, „du hast ja noch nichts von der Ewigkeit gesehen. Du lebst noch in der Zeit. Zeit ist geschaffen, Ewigkeit war schon immer da, schon vor der Erschaffung der Welt – so wie Gott auch. Gott ist ewig. Ewigkeit kannst du nur verstehen, wenn du die Zeit verstehst. Und die Zeit verstehst du nur, wenn du in der Ewigkeit bist. Die Zeit ist das Gegenüber zur Ewigkeit. Aber die Zeit vergeht und die Ewigkeit bleibt. Ihr Menschen in der Zeit könnt euch nicht vorstellen, was ist, wenn es keine Zeit mehr gibt, so wie ihr euch nicht vorstellen könnt, was war, bevor die Welt erschaffen wurde. Und so wie ihr euch Gott niemals vorstellen könnt – und auch das absolute Nichts eure Denkvorstellung sprengt.“

Ich schwieg erschöpft, aber in mir tobte es.

„Du Armer, du musst nicht alles verstehen. Deine Möglichkeiten sind begrenzt. Aber du darfst begreifen, auch das, was du nicht verstehst. Du darfst es sehen, wahrnehmen, erleben. Willst du mitkommen? Ich zeige dir die Ewigkeit.“

### **Der Aufbruch**

Ich wollte schon, aber in diesem Moment überfiel mich eine große Müdigkeit. Es war noch so viel unklar in mir und all die unverarbeiteten Eindrücke und offenen Fragen arbeiteten in mir und raubten mir die Kraft. Ich war in meinem Sessel zusammengesunken.

Ich wollte mitkommen, aber in dem Augenblick, in dem ich aufstehen wollte, spürte ich all das, was in meinem Leben unerledigt war. Es war wie eine schwere Last, die mich

niederdrückte und wie Bleiklötze an meinen Gliedern hing. Ich wollte aufstehen und konnte nicht. Die Niederlagen meines Lebens, die vielen Situationen, in denen ich gewollt hatte, aber nicht vermochte, was ich mir vorgenommen hatte, meine Ausreden, Kapitulationen und schwachen Momente standen mir vor Augen und zeigten mir, dass ich in meiner Zeit gefangen war. Es war das Gefängnis meiner Vergangenheit. Meine negativen Erfahrungen hielten mich fest. Ich hatte so oft versagt und musste nun bleiben. Für mich gab es keine Ewigkeit, nur die Vergangenheit. Es war ein unausweichliches Dilemma, die Möglichkeiten, die sich mir boten, nicht nutzen zu können. Ich stand an der Schwelle und konnte doch nicht hinaus. Ich spürte eine Enge und konnte ihr nicht entfliehen. Ich spürte die Tragik meines Lebens und Selbstmitleid wollte mich erfüllen: Hier hatte ich nun eine einmalige Chance und die hatte ich mir durch alles, was bisher war, selbst verbaut. Das war mein Schicksal.

„Komm“, forderte mein Besucher mich auf. „Du kannst es. Es gibt kein Schicksal, nur gestaltetes Leben. In jedem Augenblick kannst du bestimmen, was du tun willst. Du musst es wollen. Das, was du Schicksal nennst, ist deine persönliche Herausforderung.“

Ich zögerte immer noch. Ich fühlte mich schwach und bedürftig.

„Komm! Ich helfe dir. Du schaffst es.“ Aber wollte ich mir helfen lassen? War das nicht zu einfach, dass nun ein anderer die Verantwortung übernahm und ich einfach das tun musste, was er bestimmte? Konnte ich es mir so leicht machen?

Nun geschah etwas Wunderbares. Mein Gast stand auf, trat auf mich zu, zog mich aus meinem Sessel zu sich empor und nahm mich in den Arm. Eine tiefe Ruhe kehrte ein, ein unerhörter Frieden durchfloss mich. Mir war so wohl wie seit den frühen Jahren meiner Kindheit nicht mehr. Er nahm mich in seine Arme und sie waren wie die Arme meines Vaters, die ich so lange entbehrt hatte. Mut und Zuversicht flossen in meine Bedürftigkeit und füllten mich aus. Neue Kräfte strömten mir zu – Ewigkeitskräfte, klare Luft, Stärke, Gewissheit.

Ich stand auf: „Ich bin bereit. Ich komme mit.“

Ich fühlte mich so aufgebaut und stark, dass ich zur Tür eilte, um loszulaufen. „Halt, du weißt ja gar nicht, wohin.“ Wieder einmal hatte ich mich selbst überholt und war dabei, meine frisch gewonnenen Kräfte zu überschätzen.

„Du brauchst einen Begleiter. Darf ich dein Begleiter sein? Wenn du allein gehst, wirst du im Kreis gehen, weil du doch immer um dich selbst kreist. Du bist noch zu sehr bei dir, du würdest nicht vorankommen. Du kämst immer wieder nur an denselben Punkt und würdest verzweifeln, weil du nicht weiterkommst. Du brauchst eine klare Entscheidung: für mich, für diesen Weg und für deine Zukunft. Es muss deine Entscheidung sein. Ohne diese Entscheidung und meine Begleitung würdest du beim ersten Gegenwind umkehren, du könntest nicht kämpfen, weil du es nicht gewöhnt bist und gar nicht weißt, wie man richtig kämpft. Es würde dir sehr schwerfallen, schwierige Situationen zuzulassen und auszuhalten, denn um ihnen standhalten zu können, müsstest du dich selbst losgelassen haben. Aber du führst dich selbst noch als großen Ballast mit dir – und eine ganze Menge Lasten, die du dir im Laufe deines Lebens aufgeladen hast.“

Ich schaute meinen Gast lange an, der mein Begleiter für die Ewigkeit werden wollte. Ich sah die Wärme in seinen Augen, das Lachen, das mich aufmuntern sollte, ich spürte die Kraft des Vertrauens, das er ausstrahlte. Ja, ich will. Ich bin bereit.

„Ja, mein Herr, wir können gehen.“ Es war das erste Mal, dass ich meinen Besucher auf diese Weise ansprach. Er strahlte mich an. „Na, dann los.“

Wir machten uns auf den Weg. Es war mitten in der Nacht, als wir aufbrachen. Ich nahm mir

keine Zeit, irgendetwas mitzunehmen. Ich vertraute darauf, dass mir in der Ewigkeit das zur Verfügung stehen würde, was ich brauchte – das hatte ich so verstanden.

Ich ließ alles zurück, schloss die Tür meines Hauses nicht ab – das wäre bei der Terrassentür auch gar nicht möglich gewesen – und löschte nicht das Licht in meinem Zimmer. Ich ging einfach los, den Weg, den mein Begleiter mich führte. Ich vertraute ihm und war offen für die Ewigkeit. Später würde sich zeigen, dass diese Offenheit und eine gehörige Portion Neugier nötig waren, um das zu verstehen, was mir begegnen sollte. Genauso war es wichtig, dass ich meine Zweifel, meine Vorbehalte und vorgefassten Meinungen zurückließ. Meine Bereitschaft war gewachsen, mich auf Neues und Ungewohntes einzulassen. Anders hätte ich der Ewigkeit nicht begegnen können – denn sie war grundsätzlich anders als alles, was ich mir denken und vorstellen konnte.

### **Auf dem Weg**

Es war dunkel, als wir losgingen. Der Weg war breit genug, um nebeneinander herzuzugehen. Mein Begleiter schlug ein rasches Tempo an. Ich hatte Mühe, neben ihm zu bleiben. Wir schwiegen. Die Anstrengungen des Weges sorgten dafür, dass meine anfängliche Begeisterung rasch verflog. Zweifel fielen mich an: Wohin gehen wir? Was soll das? Und ich fragte mich, auf was ich mich da eingelassen hatte. War ich vielleicht nicht doch schon tot oder in dem Stadium kurz davor, in dem man sich noch allerhand einbildet und das sterbende Gehirn Bilder von Weg und Endlichkeit vorgaukelt? Die Situation wurde immer seltsamer: Da war ich mitten in der Nacht an der Seite eines Fremden auf dem Weg in die Ewigkeit. Auf der anderen Seite aber war mir deutlich bewusst, dass ich dem, was geschehen sollte, nicht im Wege stehen wollte. Ich konnte den Stein, der ins Rollen gekommen war, nicht mehr aufhalten, ohne überrollt zu werden. Der Stein war ich selbst.

„Du musst Fragen stellen. Durch fragen besiegst du den Zweifel, bekommst Gestalt, was du ahnst.“ Mein Begleiter hatte die Stille so abrupt unterbrochen, dass ich erschrak.

„Ihr Menschen wisst nichts, weil ihr nicht fragt. Ihr konstruiert Antworten, ohne dass ihr die dazugehörigen Fragen kennt. Was soll euch diese Erkenntnis nützen? Und wenn ihr Fragen stellt, passen Fragen und Antworten nicht zusammen, ihr stellt die falschen Fragen. Ihr müsst lernen, die richtigen Fragen zu stellen und Antworten zu finden, die euch weiterbringen, die euch zeigen, was ihr wissen müsst.“

Gut, dachte ich, dann werde ich meine Fragen stellen. Ich werde sehen, ob sie mir Klarheit bringen. Ich war an dem Punkt angelangt, wo ich nur noch offensiv vorangehen konnte. Mir blieb nichts anderes übrig, als alles zu riskieren – auch auf die Gefahr hin, dass es falsch war.

„Könnt Ihr meine Gedanken lesen?“ Diese Frage beschäftigte mich, seit der Fremde in mein Leben getreten war. Was wusste er über mich? Immer wieder hatte ich den Eindruck, dass er genau das ansprach, was mich gerade beschäftigte. Ich war verunsichert und ging deshalb lieber respektvoll auf Abstand.

Ich hörte, wie mein Begleiter leise lachte. „Nein, nur Gott kennt die Gedanken eines Menschen. Niemand kann in einen anderen eindringen, auch ich nicht.“ Er zögerte. „Aber es ist nicht schwer herauszufinden, was dich beschäftigt – wenn man sich auf dich einlässt. Außerdem würde es mir genauso gehen wie dir in dieser Situation, deshalb kann ich dich verstehen. Trotzdem bleibt uns nichts anderes übrig, als das, was in uns ist, zur Sprache zu bringen, wenn wir einander verstehen wollen.“

„Ihr kennt unsere Welt, Ihr kennt die Zeit?“ Ich wollte noch einiges über meinen Begleiter herausfinden.

Wieder hörte ich ihn lachen. „Wir sind nicht außerhalb deiner Welt. Du verstehst es falsch:

Ewigkeit und Zeit sind keine Gegensätze, die sich ausschließen. Wir sind überall, wo Menschen sind. Aber man sieht uns nicht, wir sind verborgen. So wie die Ewigkeit in eure Welt hineinragt und alles umgibt. Aber ihr nehmt sie nicht wahr.“ Er hatte von „wir“ gesprochen. „Seid Ihr viele?“

„Ja, wir sind viele – mindestens so viele, wie es Menschen gibt. Aber wir zeigen uns normalerweise nicht.“

„Aber wie kann ich Euch wahrnehmen, wenn Ihr Euch versteckt?“ Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch so gut wie nichts über die vielfältigen Aufgaben der verborgenen Boten aus der Ewigkeit.

„Du kannst die Zeichen am Weg sehen und richtig deuten. Ewigkeit ist wie Licht, es wird lichter, heller und nimmt zu, je näher du der Ewigkeit kommst.“ Das sagte er zu mir, während wir durch die Dunkelheit wanderten. Nun nahm ich wahr, was mir bisher entgangen war. Die tiefe Finsternis hatte einer Art Dämmerung Platz gemacht. Ich konnte die Konturen der Landschaft erkennen, die wir durchwanderten, einzelne Silhouetten schälten sich aus dem Dunkel.

Mein Begleiter fuhr fort: „Ihr braucht Kontraste, sonst nehmt ihr nichts wahr. Die Ewigkeit ist der größte Kontrast, sie ist der Hintergrund für die Gegenwart. Durch die Ewigkeit bekommt die Gegenwart erst ihre Bedeutung.“ Er machte eine Pause, dann fuhr er fort: „Aber ihr müsst die Gegenwart überwinden. Wie hat einer der Euren gesagt: ‚Man muss über das Gefühl der Gegenwart hinwegkommen wie in der Musik über das Hören der Instrumente‘\*.“ Wir gingen weiter und schwiegen eine lange Zeit.

Unser Weg führte an einigen Gehöften vorbei. Nichts rührte sich, kein Hund bellte. Kein erleuchtetes Fenster war zu sehen. Alles lag öde und wie unbewohnt in einer leeren Landschaft. Als wir einigen Häusern näher kamen, sah ich im Schattenlicht, dass sie Ruinen waren.

„Am Ende der Zeit nimmt die Vergänglichkeit zu, der Verfall beschleunigt sich“, erklärte mir mein Begleiter. „Es ist wie bei einem einfallenden Haus: Zuerst bröckelt es, dann bekommt die Mauer Risse, schließlich wackeln die Grundmauern und dann fällt alles zusammen.“ Das waren für mich in dieser Situation keine erbaulichen Gedanken. Ich spürte Anflüge von Angst und das Verlangen umzukehren, zurück in meine vertraute, heile Welt.

Mein Begleiter musste meine Abwehr wahrgenommen haben: „Wie willst du Ordnung in deiner kleinen privaten Welt bewahren, wenn um dich herum alles im Chaos versinkt? Weil du in der Zeit lebst, hast du Anteil am Zerfall dieser Welt, du kannst dich nicht vor dem Ende der Zeit auf eine einsame Insel retten. Du wirst wohl oder übel akzeptieren müssen, dass die Zeit ihrem Ende entgegengeht. Aber das bedeutet nicht das Ende, sondern einen neuen Anfang.“

Er hatte gut reden, er hatte die Zeit hinter sich gelassen, für ihn gab es keinen Verfall, kein Chaos und keinen Tod mehr.

Aber er war noch nicht fertig mit dem, was er mir sagen wollte. Leise, als redete er nur zu sich selbst, sagte er: „Was in der Zeit ist, vergeht. Es findet lediglich einen Widerhall in der Ewigkeit, dort bleibt es. Es vergeht: Mühe, Besitz, Erfahrungen, Erkenntnisse, all das, was du dir im Laufe eines Lebens angeeignet hast.“

Wieder machte er eine Pause, wir gingen weiter. Und ganz langsam begann ich zu verstehen. Nach einiger Zeit fuhr er fort: „Alles muss zu Gott zurück. Nur bei ihm ist es am richtigen Platz und kommt zur Ruhe.“

---

\* Hugo von Hofmannsthal

Das klang gut, das war beruhigend. Und ich überlegte mir: Jede Bewegung in der Zeit setzt sich fort in der Ewigkeit. Dort läuft sie wie eine Welle am flachen Strand irgendwann aus. Was die vielen hektischen Bewegungen unserer Zeit wohl in der Ewigkeit anrichten und was dort wohl alles an Land geschwemmt wird? Nur wenig später würde ich es zu sehen bekommen. Aber zu diesem Zeitpunkt war es nur die Ahnung, dass ich bald einem Geheimnis auf die Spur kommen würde.

„Könnten wir nicht eine Rast machen?“ Unser Gespräch und das Wandern in der Nacht hatten mich erschöpft. Ich konnte nicht mehr. Außerdem kamen wir gerade an einer Bank vorbei, die am Wegrand stand und zu einer Pause einlud.

„Dann nehmen wir hier für ein paar Augenblicke Platz. Wir haben Zeit, denn auf uns wartet die Ewigkeit. Die Zeit verrinnt nicht, sie sammelt sich in der Ewigkeit und wartet dort auf uns.“

Wir setzten uns und schwiegen, ohne dass es mir langweilig wurde. Ich spürte, wie die Zeit an mir vorbeizog, aber das störte mich nicht. Das Zwielflicht blieb, es wurde nicht heller. Jetzt erst fiel mir auf, dass die Nacht ohne Geräusche war. Kein Nachtvogel schrie, keine Grillen zirpten im Gras. Es wehte kein Wind, die Luft war schwülwarm. Trotzdem fröstelte ich. Es war wie die Ruhe vor einem Sturm.

### **Gespräch im Dunkeln**

Nun wurde es mir zu ruhig. Eine Spannung begann sich in mir aufzubauen, und bevor ich in Panik geriet, durchbrach ich die Stille.

„Bitte, könnt Ihr mir sagen: Treffe ich in der Ewigkeit auf Menschen, die mir lieb sind? Kommen wir in der Ewigkeit wieder mit den uns vertrauten Freunden und Partnern zusammen?“ Es war mir kaum vorstellbar, eine Ewigkeit lang allein oder mit fremden Menschen zu verbringen.

Mein Begleiter überlegte lange, bevor er mir antwortete.

„Es ist in der Ewigkeit alles ganz anders. Deshalb ist es besser, keine Erwartungen zu haben. Ob sich in der Ewigkeit Menschen wieder begegnen, entscheidet allein Gott. Vielleicht wäre es ja ein peinlicher Moment für dich oder den anderen, wenn ihr euch in der Ewigkeit über den Weg lauft und feststellen müsstet, dass ihr euch inzwischen grundsätzlich verändert habt. Ihr würdet erschrecken, wenn ihr feststellt, dass ihr zu anderen geworden seid.“ Er machte eine Pause. „Begrüße bitte: In der Ewigkeit ist jeder ein neuer Mensch geworden. Das könnte bei einer Begegnung sehr überraschend sein.“ Er unterbrach sich. Dann fuhr er mit einem sehr eindringlichen Ton fort: „Wer einen Menschen ein Leben lang unterdrückt und gepeinigt hat, darf das nicht weiter tun – eine Ewigkeit lang. Das wäre die Hölle. Lebe so, dass du jeden Menschen in der Ewigkeit wiedertreffen kannst.“ Sofort hatte ich einige Menschen vor mir, mit denen ich noch etwas klären musste.

„Und noch etwas solltest du nicht vergessen: In der Ewigkeit geht es nicht um die Wünsche des Einzelnen oder um Notwendigkeiten, sondern allein um das, was zur Heilung und Zurechtbringung des Menschen dient, dem Reich Gottes entspricht, die Liebe untereinander fördert und Gott verherrlicht. Wie diese Faktoren zusammenkommen und sich ergänzen können, entscheidet allein Gott. Du kannst keine Bedingungen stellen, keine Forderungen erheben, es geht nicht nach deinem Kopf.“

Ich wollte mich so schnell nicht geschlagen geben und mit dem Gefühl zurückziehen, dass ich mich nur anpassen hätte.

„Mein Herr, was ist mit den Fragen, die im Laufe eines Lebens offenbleiben? Werden sie in der Ewigkeit beantwortet?“ Auch mit dieser Frage war mein Gegenüber nicht zufrieden.

„Es kann sein. Aber die Antworten werden anders ausfallen, als du denkst, ganz anders. Vielleicht ist vieles auch dort gar keine Frage mehr. Und auf manches wird Gott selbst die Antwort sein: Ich wollte es so! Wenn du dann enttäuscht bist, nimmt er dich in seine Arme und der Mangel wird gestillt, alles wird gut, dein Fragen kommt zur Ruhe. Auch wenn du keine Antworten hast, wirst du zufrieden sein. Du siehst: Die Löcher in deinem Leben gehören dazu, um diese Löcher herum hat sich dein Leben gebildet.“ Ich stellte mir die Kraterlandschaft meines Leben vor: Die Löcher sollten mein Leben bestimmt haben? Was schiefgegangen war, war in Wirklichkeit der Reichtum meines Lebens? Das war höchst widersprüchlich. Aber ich wollte nicht zu unzufrieden sein und behielt deshalb lieber eine sarkastische Entgegnung für mich.

„Vielleicht wird dir dann deutlich, dass der Mangel kein Mangel ist, sondern ein Geschenk Gottes.“ Mein Begleiter ließ nicht locker. „Ein Geschenk, das dich zugegebenermaßen viel kostet, aber dein Leben gleichzeitig sehr wertvoll macht. Wenn du dich damit abfindest, dass dein Leben nur aus vielen Löchern besteht – und trotzdem zusammengehalten hat, dann hast du eine Ewigkeit Zeit, eine Antwort auf deine Lebensfragen zu finden. Aber glaube mir: Viele Fragen haben sich erledigt, denn du bist am Ziel. Du schaust zurück und verstehst – und schüttelst den Kopf ob deiner Blindheit.“

Ich schüttelte damals schon den Kopf, denn ich verstand nicht, vielmehr: Ich wollte nicht verstehen. Heute bin ich ein klein wenig klüger. Das lag an meinem Begleiter, der sich durch meine ablehnende Haltung nicht beirren ließ, sondern noch einmal erklärte:

„In der Ewigkeit ist die Vergangenheit beständige Gegenwart. Du wirst bei allen Rätseln deines Lebens verweilen können, bis du sie gelöst hast, und alles, was dir zeit deines Lebens Mühe machte, so oft durchleuchten, bis du verstanden hast. Die Frage wird nur sein: Willst du das? Und vielleicht sind dann deine Fragen nicht mehr so wichtig, weil dir unbegrenzte Möglichkeiten eine ganz neue, ungeahnte Perspektive eröffnen. Die Vergangenheit ist nicht mehr so interessant, das riesige, weite Land der Ewigkeit liegt vor dir.“

Aber auch das klang für mich zu diesem Zeitpunkt noch sehr bedrohlich: Wo sollte ich dann anfangen? Bestand nicht die Gefahr, dass ich mich in der Grenzenlosigkeit verlor und gar keinen Anhaltspunkt mehr fand?

„Nein“, ich hörte, wie mein Begleiter heftig den Kopf schüttelte, „in der Ewigkeit ist Ruhe und Frieden, Geborgenheit, Zufriedenheit. Du musst nichts mehr tun, deine Seele ist zur Ruhe gekommen. Du bist bei dir und bei Gott angelangt.“ Dann stand er auf.

Hatten wir aneinander vorbeigeredet? Immer wieder stieß ich in den Gesprächen mit meinem Begleiter auf Stolpersteine. So wie bei diesem Gespräch im Dunkeln sollte es mir noch oft gehen. Mein Begleiter gab keine Antworten, sondern stellte fest. Er sagte, was ihm wichtig war, nicht, was ich wissen wollte. Seine Aussagen waren anders, als ich es erwartete, manches lag daneben und ich war irritiert. Ich musste nachdenken und mich sammeln. Aber das waren wichtige Momente in unserem Zusammensein. Das stelle ich allerdings erst später fest. Denn das, was er sagte, ging mir gegen den Strich – und veränderte mein bisheriges gewohntes Denken.

„Komm, lass uns weitergehen“, bestimmte mein Begleiter, „wir sind noch nicht am Ziel. Wir haben noch viel vor uns. Es ist besser, du siehst es und verstehst, als dass du dir viele Gedanken machst und unnütze Fragen stellst. Deine Fragen zeigen, dass du nichts verstehst. Wenn du weißt, wie die Ewigkeit wirklich ist, stellst du keine Fragen mehr, deren Antworten du unbedingt hören willst, weil sie dich beruhigen und bestätigen sollen.“

Beleidigt stand ich auf und trottete meinem Begleiter hinterher. Es war gut, dass es dunkel

war und wir uns nicht anschauen mussten. „Du musst verstehen“, unterbrach der andere das Schweigen mit leiser Stimme, „in Wirklichkeit ist alles gleichzeitig.“ Nun verstand ich überhaupt nichts mehr, das konnte ich mir nun gar nicht vorstellen.

### **Der Garten**

Der Weg zog sich endlos in dieser Nacht, die nicht vergehen wollte. Ich verlor immer mehr die Lust an diesem Abenteuer. Auf was hatte ich mich eingelassen? Auf ein paar vage Andeutungen hin hatte ich mich zusammen mit einem unbekanntem Mann, der vorgab, ein Bote der Ewigkeit zu sein, auf einen ungewissen Weg gemacht, dessen Ziel sich meinen Vorstellungen entzog. Was war Ewigkeit? Was sollte ich dort? Ich lebte und hatte alle Zeit der Welt, um das Leben auszukosten, so dachte ich zu mindestens damals. Ich war noch nicht tot – das hoffte ich wenigstens inständig – und die Ewigkeit konnte warten. Ich hatte mich wie so oft in eine Sache gestürzt, die mir nun entglitt und über die ich keine Kontrolle mehr hatte. Ich befand mich irgendwo dazwischen und wusste nicht, wie es weitergehen sollte und wohin alles führte. Ich hatte kein konkretes Ziel vor Augen und bezweifelte grundsätzlich den Sinn dieser Angelegenheit.

„Gehen wir noch lange?“, fragte ich zaghaft, und ich kam mir dabei vor wie ein quengelndes Kind an der Hand seines Papas, das nicht weitergehen möchte.

„Dieser Weg ist wichtig, damit du von dir selbst frei wirst“, meinte mein Begleiter, ohne konkret auf meine Frage einzugehen. „Du musst an deine Grenzen kommen, um dich selbst zu spüren. Jetzt zeigt es sich, ob du wirklich willst und was du durchhältst. In den Grenzbereichen deines Lebens klärt sich deine Motivation. Du bist herausgefordert, dein Ja zu diesem Weg zu erneuern und zu bekräftigen. Jetzt wird es ernst, jetzt wirst du echt: Du ahnst, was dich dieser Weg kostet, und willigst trotzdem ein.“

Na prima, dachte ich, das klingt ja sehr ermutigend. Wenn ich den Rückweg allein gefunden hätte, wäre ich umgekehrt. Aber so blieb mir nichts weiter übrig, als weiterzugehen.

Ich war so damit beschäftigt, mich zu bedauern, mein Schicksal zu beklagen und im Selbstmitleid zu baden, dass ich gar nicht bemerkte, dass die Dämmerung einem schmutzigrünen, trüben Licht Platz gemacht hatte. Ein neuer Tag war angebrochen. Einer jener Tage, der sich weigert, das Licht der Sonne zu erblicken, der sich hinter dicken Nebelschwaden verbirgt, die alles verschleiern und mein Gefühl von Heimatlosigkeit und Verlorenheit nur noch vergrößerten. Meine Stimmung war am Tiefpunkt angelangt und ich wollte bloß noch fort von hier, oder es musste etwas geschehen, damit ich augenblicklich aus diesem Albtraum erwachte.

Da schälte sich unvermittelt eine parkähnliche Landschaft aus dem Nebel, das Nichts bekam Konturen: Große Bäume ragten empor, akkurat geschnittene Hecken gaben Struktur und sorgfältig angelegte Rabatten von Blumen zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Als wir das große schmiedeeiserne Tor durchschritten, brachen doch tatsächlich ein paar Sonnenstrahlen durch die milchige Suppe und verzauberten alles mit einem bizarren, fast unwirklichen Licht – als ob wir ein Aquarellgemälde betreten hätten. Schön angelegte Kieswege – es knirschte unter unseren Füßen – führten zu Denkmälern unterschiedlichster Art: monumentale, spitze und hohe Säulen, wuchtige Granitklötze mit bronzenen Plaketten, umrahmt von Ketten aus Eisen, und kleine verspielte Pagoden und Schlösser, teilweise als romantische Ruinen oder als ehrwürdige Gedenkhallen gebaut. Immer wieder stießen wir auf majestätische Springbrunnen oder ruhige Teiche, in denen fette Goldfische standen, und auf plätschernde Quellen in künstlich angelegten Schluchten, über die grazile Brücken gespannt waren.

Schlagartig hob sich meine Stimmung. „Wir sind im Paradies, nicht wahr?“, fragte ich, und der starke Wunsch, dass es so sei, war deutlich zu spüren. Mein Begleiter atmete tief durch. „Nein“, hörte ich ihn mit gepresster Stimme sagen, „das ist der Garten der Toleranz, er ist das genaue Gegenteil zum Paradies. Wenn du so willst, ein künstlich erstelltes, von Menschen erdachtes Paradies. Wobei es das Paradies, so wie du es dir vorstellst, nicht gibt. Es ist ein menschliches Wunschgemälde.“

„Aber es ist doch schön hier, alles so harmonisch und gepflegt. Hier wird sichtbar, was der Mensch kann und wie er die Natur zu zähmen vermag. Er drückt ihr seinen Stempel auf und gestaltet sie nach seinen Vorstellungen. Alles bekommt seinen Wert, alles eine Bedeutung, jedes Ding hat seinen Platz, alles ist so wohlgeordnet.“ Ich hätte noch weiter schwärmen können, aber ich spürte, dass mein Enthusiasmus dem Bedürfnis entsprach, meine Sicht der Dinge möge die richtige sein. Ich wollte es so sehen.

„Schau genau hin“, forderte mich mein Begleiter auf, „alles ist künstlich, es gibt kein Unkraut, alles entspricht einem menschlichen Plan und nichts dem Willen Gottes. Hier siehst du die festgeschriebene Vergangenheit. Hier ist kein Leben in Fülle, hier bewegt sich nichts, hier ist alles festgelegt und kann nur auf eine ganz bestimmte Weise betrachtet werden. Wehe, wenn du etwas anders siehst, dann zerstörst du die Harmonie. Die übrigens genauso unecht ist, wie alles andere, nur vordergründig angelegt, eine schöne Fassade.“

„Woher weiß ich, dass Ihr recht habt? Ist es nicht ein sehr hoher Anspruch, dass Ihr behauptet, Eure Sicht der Dinge, sei die richtige?“ Ich wagte, trotzig zu widersprechen. Ich wollte mir meinen Blickwinkel einfach nicht nehmen lassen. Ich wollte, dass alles schön und harmonisch ist!

„Das ist dein Mangel an Unterscheidungsfähigkeit“, sagte mein Begleiter sehr direkt. Ich spürte, dass er mir die Augen öffnen wollte und dass es ihm nicht auf einen theoretischen Streit um die Wirklichkeit ankam. „Dir fehlen die Maßstäbe. Das genau ist die Taktik des Durcheinanderbringers: Er tut Böses und stiftet gleichzeitig böse Menschen an, das Böse unter dem Vorzeichen der Toleranz zu entlarven. Da Toleranz etwas sehr Erstrebenswertes ist und aller Ehren wert, wenn jemand etwas Böses aufdeckt, wird Verwirrung gestiftet. Was ist nun wirklich böse? Wer das Böse aufdeckt, muss gut sein. Zum Schluss weiß man gar nicht mehr, was gut und böse ist, und verharrt in Gleichgültigkeit.“

„Der Durcheinanderbringer?“, ich war erstaunt. „Du meinst den Teufel?“

„Gut, wenn du so willst. Aber der Teufel ist nicht der, den du dir vorstellst, eine böse, teuflische, finstere Gestalt. Er zeigt sich als Engel des Lichts, er tut so, als wäre er gut. Er gibt sich als Friedensstifter und Vermittler. Dabei will er, dass die Menschen denken, dass alles nicht so schlimm ist, dass es nur darauf ankommt, wie man es betrachtet. Er redet ihnen ein, dass es keine Unterscheidung zwischen Gut und Böse gibt, sondern nur eine Frage nach der eigenen Einstellung zu den Dingen.“

Wir waren an einem Monument angekommen, das wie eine Kirche gebaut war. An dem Portal stand mit goldenen Lettern: Tempel der Vernunft. Als wir hineinschauten, sahen wir eine unzählige Menge von Altären jeglicher Art. „Hier hat jeder seinen eigenen Altar“, bekam ich als Erklärung, „hier betet jeder nur sich selbst an, verherrlicht seine Sicht der Dinge, alles, was er selbst für vernünftig hält.“

In der Mitte stand ein großer Altar, auf dem ein beeindruckender goldener Engel zu sehen war.

Mein Begleiter deutete auf die Skulptur. „Der Teufel ist ein aus der Ewigkeit in die Zeit gefallener Engel. Er versucht seither, sich die Zeit zu eigen zu machen, weil er denkt, dass er

damit wieder die Ewigkeit besitzt. Teuflich sind alle Versuche, die Zeit zu beherrschen: sie zu manipulieren, zu stehlen, anzuhalten, vergessen zu machen, dass sie verrinnt. Der Teufel ist dazwischen: zwischen Zeit und Ewigkeit. Er gehört nicht zur Zeit und nicht zur Ewigkeit. Deshalb ist die Hölle ein Ort zwischen Himmel und Erde. Der Teufel möchte, dass auch viele Menschen hier in diesem grauen Zwischenbereich hängen bleiben: auf ewig eine sehr irdische Existenz. Das ist die Hölle.“ Mein Begleiter hielt inne und seufzte. Dann fuhr er fort:

„Der Teufel will glauben machen, er verfüge über die Zeit, er könnte die Zeit herstellen oder vermehren. Er sei der Herr über alle Zeit – und damit auch über die Ewigkeit. Aber das stimmt nicht! Alle Zeit kommt von Gott und geht zu Gott. Gott verfügt über die Zeit, weil er sie geschaffen hat und täglich neu erschafft – bis zum letzten Tag.“ Mein Begleiter machte eine Pause. Wir drehten uns um und verließen diese Stätte. Im Hinausgehen aus dem Tempel ergänzte mein Begleiter:

„Der Teufel ist für die Zeitverknappung verantwortlich. Er sorgt dafür, dass sie zu kurz wird, ausgeht oder verfliegt und ein Gefühl von Leere zurückbleibt. Dann bietet er seine Zeit an, die eher eine Nichtzeit ist, ein Vertun der Zeit, eine Überaktivität, um die Leere zu füllen. Dabei macht er den Menschen weis, dass alles möglich ist und alles gleichwertig und gleich gültig.“

Das war ein längerer Vortrag gewesen. Ich hatte damals nichts verstanden. Ich war nur verwirrt und verunsichert. „Es ist gut, dass du verunsichert bist“, sagte mein Begleiter, „diese Verunsicherung ist der Beginn von etwas Neuem. Hier, ich schenke dir etwas, das wird dir auf unserer Reise eine Hilfe sein.“ Er griff in seine Tasche und überreichte mir eine Brille.

### **Die Brille**

Verständnislos hielt ich die Brille in der Hand und betrachtete sie. Es war eine ganz normale Brille, nicht sehr modern, eher bieder. Ich brauche keine Brille, dachte ich, ich sehe auch ohne ein solches Gerät scharf genug.

„Das ist ja das Problem“, der Fremde hatte meine Gedanken erraten, „du bist viel zu sehr auf dich selbst fixiert und auf deine Selbstwahrnehmung. Du denkst, du schaffst es allein und brauchst keine Hilfe. Deshalb bist du blind für das, was wirklich wichtig ist. Du siehst das Nebensächliche scharf, alles andere entgeht deiner Aufmerksamkeit.“

Dies war wieder eine deutliche Zurechtweisung. Ich schluckte. Im Augenblick sah ich ja tatsächlich alles unwirklich und verschwommen. Aber das lag wohl eher am nebeligen Dunst und dem fahlen Licht als an mir.

Mein Begleiter ging nicht weiter auf meine Abwehr ein. Er erklärte:

„Es gibt unterschiedliche Brillen. Zum Beispiel die Brille der Geschichte. Wer hindurchsieht, erblickt die Abfolge der Geschichte wie viele kleine Bilder aneinandergereiht, so wie früher eine Filmrolle beschaffen war. Man kann immer nur ein Bild scharf sehen und muss die ganze Bildfolge aufwendig zusammensetzen. Das Bild im Fokus ist ein sekundenkurzer Abschnitt – die Gegenwart. Sofort wird es zur Vergangenheit und reiht sich in die Bilder ein, die Geschichte sind. Alles zieht mit hohem Tempo vorbei, nichts ist wirklich fassbar – höchstens im Rückblick verstehbar. Aber weil die Vergangenheit längst vorbei ist, ist die Erinnerung eine sehr subjektive und wackelige Sache. Jeder pflegt seine eigenen Erinnerungen. Und die Schlüsse, die er aus der Vergangenheit zieht, sind aufgrund der persönlichen Sichtweise oft keine zuverlässige Grundlage für die Zukunft – vor allem dann nicht, wenn sich jeder auf seine Weise erinnert, seine Schlussfolgerungen zieht und keine gemeinsame Bewertung oder Erklärung möglich ist.“

Ich verstand nicht, warum ich diese Brille in den Händen hielt und was ich mit ihr anfangen sollte.

Aber mein Begleiter fuhr unbeirrt fort:

„Dann gibt es die Brille der Philosophen, das ist die Brille der Erkenntnis. Sie hat zwei scharf geschliffene Gläser, denn sie nimmt immer zwei gegensätzliche Sachverhalte gleichzeitig wahr, das ist die Dialektik. Wenn es gut geht, gelingt es der Optik, die beiden Gegensätze übereinanderzubringen und zu einem gemeinsamen Bild zu verbinden. Wenn das schiefgeht, bleibt alles doppelt und unscharf. Das ist häufig der Fall, viele Philosophen schielen oder sind auf einem Auge blind, weil ihre Brille nicht richtig sitzt. Und bei Problemen wird die Brille der Erkenntnis sehr dunkel, wie eine starke Sonnenbrille, oft kann man gar nichts mehr erkennen, sie ist für schwierige Zeiten nicht geeignet.“

Ja und, was geht das mich an?, dachte ich.

„Hier, das ist die Brille des Glaubens.“ Er wies auf die Brille in meiner Hand. Erstaunt betrachte ich sie: So unscheinbar und unattraktiv sollte der Glaube sein?

„Es kommt nicht darauf an, wie diese Brille aussieht, sondern was sie bewirkt“, wies mich mein Begleiter zurecht.

„In der Ewigkeit verbinden sich die Gegensätze, sie kommen zusammen, so wie sich dort auch zwei Parallelen kreuzen. Die Brille des Glaubens verknüpft Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Offensichtliches und Hintergründiges. Sie zeigt, was dahinterliegt, du siehst durch das Vordergründige hindurch und verstehst, was das bedeutet, was du siehst. Diese Sicht der Dinge ist keine Einbildung, keine eigene Interpretation der Vorgänge, sondern eine neue Realität. Was du wahrnimmst, ist eine tiefere und grundsätzlichere Wirklichkeit. Die Brille vermittelt ein neues Sehen, man muss sich nur erst an sie gewöhnen und einüben, durch sie hindurchzusehen. Viele legen diese Brille nach dem ersten Tragen gleich wieder ab, weil sie irritiert sind bei dem, was sie alles sehen, und nicht verstehen, wie sie damit umgehen sollen.“

Ich wollte die Brille einschieben, um sie dann aufzusetzen, wenn ich einmal nicht weiterwusste, als Sehhilfe bei Problemen gewissermaßen. Aber mein Begleiter sagte in einem sehr bestimmten Ton: „Setz die Brille auf!“

Ich setzte die Brille auf und sah – nichts. Vor mir öffnete sich eine leere Landschaft, der schöne Park mit seinen interessanten und verspielten Details war verschwunden. Ich sah das Nichts, die Leere, es gab keine Beziehungen, keine Ordnung, kein Zueinander und kein Miteinander, nur weiter Raum, in dem man sich verlieren konnte. Ich war schockiert.

„So ist es doch“, erklärte mein Begleiter, „was sich tolerant gebärdet, ist doch oft ein kaum verhüllter Egoismus, der Versuch, eigene Mängel zu kaschieren, so zu tun, als ob. Viel Schein und wenig Sein, Worte ohne Inhalt, Überzeugungen ohne Wert, beeindruckende Verpflichtungen ohne eine Spur von Verbindlichkeit, eine Wahrheit ohne jegliche Nachhaltigkeit.“

Ich nickte. Das konnte ich aus meiner eigenen Erfahrung bestätigen: Oft hatte ich erlebt, dass der, der am meisten Toleranz forderte, selbst am wenigsten tolerant war. Er wollte damit nur seiner Meinung mehr Gewicht geben.

Wir setzten unseren Weg fort. Mir wurde zum ersten Mal bewusst, wie gut es sein kann, weitergehen zu können, alles, was war, hinter sich zu lassen. Gehen, um einen Abstand zur Vergangenheit zu schaffen, sich aus allen einengenden Verbindungen loszulösen, neue Wege zu beschreiten und Weite zu gewinnen. Eine neue Welt lag vor mir und die alte blieb immer weiter zurück. Das Abenteuer begann mir Spaß zu machen. Nun wollte ich Neues entdecken,

erkennen, verstehen, begreifen. Ich hatte den Mut gewonnen, mich auf eine andere Sichtweise einzulassen. Ich wollte es!

Irgendwann im Laufe dieses trüben Vormittags – der Himmel blieb verhangen und ungewiss – passierten wir eine sehr große Baustelle, an der viele Arbeiter am Werk waren. Sie blickten kaum auf, als wir vorübergingen. Sie waren beschäftigt, große und kleinere Steinklötze aus einem riesigen Steinhaufen zu behauen, damit sie als Bausteine für Gebäude Verwendung finden konnten. Die unterschiedlichen Brocken wurden zurechtgehauen und in eine viereckige Form gebracht. Das geschah von Hand, mit Hammer und Meißel, entsprechend war der Lärm an diesem Ort. Die Arbeiter machten dabei einen unfreundlichen, ja grimmigen Eindruck, als ob sie diese Arbeit verabscheuten.

Leider kam ich in diesem Moment nicht auf die Idee, meine Brille aufzusetzen, die ich in die Tasche geschoben hatte.

„Ja, die Stadt wächst in einem rasenden Tempo. Man braucht immer mehr Steine. Die Menschen bauen ständig größere Häuser, weil sie mehr Platz für sich beanspruchen. Sie bekommen Krach miteinander, wenn sie sich zu nahe sind, sie lieben das Eigene. Deshalb bauen sie riesige Paläste für sich allein an den Rand der Stadt, um mit niemanden in Berührung kommen zu müssen. So dehnt sich die Stadt immer weiter aus. Sie hat jetzt schon gewaltige Ausmaße erreicht.“

Da tauchten auch schon die Silhouetten der Türme, Mauern und Gebäude aus dem Dunst vor uns auf, bedrohlich, wenig einladend, wie ein Bollwerk vor der Ewigkeit, riesig und schwarz, das die Zukunft verbaute.

„Das ist die Stadt der Willkür“, erklärte mein Begleiter.

## Stadt der Willkür

### **Weltzeit**

Gegen Mittag betraten wir die Stadt durch ein mächtiges Tor. Sofort umgab uns eine hektische Geschäftigkeit. Eine öde, schnurgerade Straße, sehr breit und langweilig wie alle Einfallstraßen großer Städte, führte ins Zentrum. Seltsamerweise waren die meisten Menschen in diese Richtung unterwegs, es gab kaum Menschen, die uns entgegenkamen und dem Tor hin zustrebten. Alle trugen Lasten, liefen gebückt oder humpelten. Keiner sah auf, jeder achtet nur darauf, dass er vorankam.

Ich wusste sofort: Diese Stadt schläft nicht. Die Straßenlaternen brannten selbst tagsüber und verbreiteten ein künstliches, unwirkliches Licht. Hier hatte niemand Zeit und deshalb gab es auch spürbar keine Ewigkeit. Die Atmosphäre war bedrängend eng und muffig. Die Menschen waren sichtlich bemüht, alles gleichzeitig zu tun, weil sie Angst hatten, dass die Zeit davonrannte, die doch das Kostbarste war: Ich will alles, und zwar sofort! Aber sie konnten die Zeit nicht festhalten, so waren ihre Bemühungen verzweifelt vergeblich. Andere beobachtete ich bei dem krampfhaften Versuch, die Zeit zu vermehren, in dem alles immer schneller – und vor allem: gleichzeitig – getan wurde. Diese Menschen waren dabei, sich selbst zu überholen, aber dann stolperten sie und fielen und alles begann von vorn. Zeit war hier offensichtlich das wertvollste Gut, aber jeder hatte zu wenig davon. Und je mehr die Menschen versuchten, sie festzuhalten, desto schneller verrann sie.

Mein Begleiter erklärte mir das so: „Die Stadt der Willkür ist ein Ort der Lieblosigkeit und Kälte, weil die Zeit knapp wird. Die Menschen hier wollen immer mehr, aber das in immer kürzerer Zeit. Sie fühlen sich von der verrinnenden Zeit gehetzt und gejagt. Sie haben den Eindruck, dass sie sich um sich selbst kümmern müssen, um den Anschluss an die Zeit nicht

zu verpassen. Sie zerstören durch ihren Egoismus das, was sie sich am meisten wünschen: Beziehung, Wertschätzung und Anerkennung. Sie drängeln sich vor, setzen ihre Ellbogen ein, nutzen andere aus und stehlen ihnen die Zeit, sie erschleichen sich Gewinne, erzeugen Druck, machen sich selbst groß und die anderen klein – um weniger Vorteile willen. Sie denken, dass sie damit Zeit gewinnen könnten. Dabei bekommen Nebensächlichkeiten ein großes Gewicht. Man beschäftigt sich mit Unwichtigem und verliert Zeit. Man macht einen wichtigen Eindruck, aber hat innerlich das Gefühl, dass alles nicht reicht. Man hat zu wenig von dem, was einen wertvoll und wichtig macht, und ständig das Gefühl, es genüge nicht. Es gibt für diese Menschen keine Ruhe, kein Verweilen und deshalb auch kein Nachdenken und sich Besinnen. Alles geschieht übereilt und unüberlegt, heute dies, morgen das. Man lässt sich ablenken und bestimmen und das immer in der Hoffnung auf einen Zeitgewinn. Man möchte die Zeit möglichst optimal verwerten. Suchtmittel sind ein Versuch, dem Druck der Zeit zu entkommen, irgendwo Entlastung zu finden.“ Er schüttelte den Kopf und seufzte. Nach einer kurzen Pause des Nachdenkens ergänzte er: „Dieser Ort hat keine Zukunft, sondern nur Vergangenheit und deshalb auch keine Gegenwart. Die Vergangenheit wird ins Unendliche verlängert. Das ist die Hölle: Nichts verändert sich, alles bleibt, wie es ist.“

Mir schwindelte, als ich das sah. Das Getriebe, Gedränge, Gehetze nahm zu, je weiter wir in diese Stadt vordrangen. Die Gassen wurden enger, der Lärm, der uns umbrandete, lauter: Schreien, Johlen, Rufe, auf sich aufmerksam machen. Immer wieder gab es Schlägereien, weil jemand nicht Platz machen wollte, den ein anderer für sich beanspruchte. Jeder war für sich, jeder um seinen eigenen Vorteil bedacht. Als an einer Stelle kein Durchkommen war, wir waren schon sehr weit in die Mitte der Stadt vorgedrungen, sagte mein Begleiter: „Bleiben wir hier!“ Wir standen am Rand eines großen Platzes und konnten von unserem Standort das Durcheinander beobachten.

Wir standen noch nicht lange – es gab wirklich viel zu sehen, aber alles war eher bedrohlich als erheiternd –, da machte sich ein lautes Stampfen bemerkbar, das aus einer der Gassen drang, die in den Platz mündeten. „Schau dorthin“, befahl mein Begleiter.

Dort drückten sich die Menschen wie panisch an die Hauswände, andere versuchten mit schreckgeweiteten Augen zu entkommen. Alle bemühten sich, eine Gasse zu bilden, was in dieser Menge gar nicht einfach war. Das Dröhnen wurde lauter, dann kam eine große Gruppe mächtiger Gestalten in mein Blickfeld, die in einem gleichmäßigen Takt mit schweren Stöcken auf den Boden stießen. Mit eiligen Schritten stapften sie in die Menge hinein, es war ihnen egal, ob irgendjemand von ihren Stiefeln oder Stöcken getroffen wurden, sie schafften sich einfach Platz und ließen keinen Zweifel daran, dass sie notfalls auch über Leichen gehen würden. Das war nur der Vortrupp, die gewalttätigen Platzmacher für jemand, der hinter ihnen schritt. Es war ein stattlicher Mann in einem prächtigen Gewand, der mit sichtbarem Stolz und im Bewusstsein seiner Wichtigkeit daherkam. Alles an ihm signalisierte Bedeutsamkeit, er war mehr als die anderen, es war selbstverständlich, dass alle Platz machten. Schwer bewaffnete Soldaten umgaben ihn und schützten ihn von der Seite und von hinten. Er wusste offensichtlich, dass er unüberwindbar war.

„Das ist die Macht. Sie regiert die Stadt“, erklärte mein Begleiter und fügte hinzu: „Alle wollen vorn sein, aber niemand will Verantwortung übernehmen. In einer Vordrängelgesellschaft wird es vorne eng. Aber nur der Mächtige gewinnt. Deshalb will jeder mächtig sein.“ Der martialische Zug war fast an uns vorbeigezogen, da befahl mein Begleiter: „Schnell, setz deine Brille auf.“

Ich tat es und sah augenblicklich, dass der mächtige Mann eher ein Hampelmann als ein

beeindruckender Mensch war. Er hing an Schnüren wie eine Marionette, zappelte wild mit den Armen und schlenkerte mit den Beinen, sein Kopf bewegte sich nach links und rechts, nickte zwischendurch. Der ganze Kerl vollzog die wildesten Bewegungen und sah dabei nicht glücklich aus. Ein anderer bewegte ihn und setzte seine Tritte so, dass die Menge auseinanderstob. Er war ein Instrument, um zu knechten und zu unterdrücken, Werkzeug eines anderen, der nicht sichtbar wurde.

„Wer führt diese Marionettenfigur?“, fragte ich neugierig meinen Begleiter. Er hob abwehrend seine Arme: „Ich weiß es nicht. Es könnte die Gier sein oder der Geiz, der Neid auf andere und das Verlangen, wichtiger zu sein als alle. Es könnte aber auch die Angst vor dem Tod sein, die die Schnüre zieht, oder ein tiefes Gefühl von Minderwertigkeit, das sich stark und übermächtig präsentieren möchte. Aber letztlich ist es der Teufel, der die Macht in der Hand hat und bestimmt. Er sorgt dafür, dass die Macht willkürlich und zu ihrem Vorteil regiert. Irgendwann haben die Menschen genug, und vertrauen denen nicht mehr, die das Sagen haben. Dann ist der Willkür endgültig Tür und Tor geöffnet, die Ordnung bricht zusammen und es gibt keinen Schutz und keine Gerechtigkeit mehr.“

„Mein Herr, könnt Ihr den Menschen nicht die Augen öffnen und ihnen zeigen, dass die Macht nicht so ist, wie sie sich gibt?“ Das war von mir mehr als Bitte denn als Frage gemeint. Konnten die anderen, die Boten aus der Ewigkeit, hier nicht eingreifen?

Mein Begleiter schüttelte den Kopf: „Nein, leider können wir nichts tun, solange die Menschen blind sind, starren sie nur aufs Materielle. Im Streben nach Gewinn und aus Angst vor Verlust setzen die Menschen ihr Leben aufs Spiel. Aber das Leben ist mehr wert als Materielles. Sie wissen das nur nicht. Sie müssten ihr Leben loslassen, vielmehr das, was sie für das Leben halten, um eigenes Leben zu bekommen, also wirkliches, echtes Leben. Das, was sie für Leben halten, ist nur ein billiger Abklatsch, ein Surrogat, eine künstliche Nachbildung. Darauf müssten sie verzichten, dabei würden sie etwas viel Kostbareres bekommen.“ Er schüttelte den Kopf: „Du aber bleib nicht beim Negativen, suche das Gute. Komm, wir gehen weiter.“

Was war das Gute? Ich war mit der Antwort meines Begleiters nicht zufrieden. Konnte er wirklich nichts tun? Musste man diese Menschen der Ungerechtigkeit und Willkür überlassen, gab es keine Rettung?

Mein Begleiter hatte seine klare Meinung: „Auch wenn du es nicht akzeptieren willst, du kannst diese Welt nicht retten, sie ist dem Verfall preisgegeben – und das ist gut so. Das Böse muss offenbar werden, damit es seine Zurechtweisung erfährt, das Gemeine muss sich auswachsen, denn nur so kann es beseitigt werden.“ Ich schwieg traurig.

### **Der Überfall**

Wir gerieten in eine dunkle, enge Hintergasse. Das Licht der Lampen drang kaum in die Winkel zwischen alten, halb verfallenen Häusern und in die schmutzigen Hinterhöfe. Menschen, denen wir begegneten, sahen uns misstrauisch an. Das war kein einladender Ort. Wäre mein Begleiter nicht gewesen, hätte ich mich gefürchtet – mit gutem Grund, wie ich bald feststellen musste.

„Halt!“ Mein Begleiter hielt mich fest. „Vorsicht“, flüsterte er mir ins Ohr, „hier wird es gefährlich.“

Wir drückten uns in eine Nische, nicht weit entfernt von einem hell erleuchteten Haus. In der Einfahrt davor lauerten einige finstere Gestalten, halb verborgen, aber aufmerksam das Haus betrachtend. Sie besprachen sich und schienen einen bösen Plan auszuhecken. Als die Tür des Hauses aufging, zogen sie sich sofort in dunkle Ecken zurück. Ein junger Mann trat

pfeifend aus dem Haus. Das war ungewöhnlich. Ich hatte bisher keine Zeichen von Freude in dieser Stadt wahrgenommen. Außerdem hatte er es nicht eilig, gemütlich schlendernd machte er sich auf den Weg. Auch das war in dieser Stadt außerordentlich und provozierend. Da stürzten die dunklen Gestalten unvermittelt auf ihn. „Dir geht’s wohl zu gut!“, hörte ich eine dumpfe Stimme rufen. Man hörte Schläge, der junge Mann stürzte zu Boden. „Gib her, was du hast!“, riefen die Räuber. Vor meinen Augen wurde das Opfer bis aufs Hemd ausgezogen und ausgeraubt. Dann verschwanden die dunklen Gestalten. Der Ausgeraubte erhob sich stöhnend und hinkte davon.

„Warum greift Ihr nicht ein?“ Ich war empört. Konnte auch hier mein Begleiter nichts tun? „In diesem Haus hat der junge Mann etwas bekommen, was in dieser Stadt sehr selten ist und deshalb sehr wertvoll: Freude. Aber bereits vor dem Haus lauerten die Räuber der Freude. Da die Freude nicht tief und grundsätzlich war, sondern den jungen Mann nur oberflächlich berührte, konnten die Räuber ihm die Freude wieder stehlen. Er hatte das, was er bekommen hatte, nicht geschützt. Die Räuber der Freude sind Umstände, Notlagen, Sachzwänge und Zweifel. Hier ist die Freude käuflich – und deshalb kann sie auch gestohlen werden. Zeit ist Geld, man will sich mit Geld eine Freude machen, sich etwas gönnen. Aber Geld muss man mit viel Arbeit und Mühe erwerben. Dadurch verliert man Zeit und deshalb auch die Möglichkeit zur Freude. Man hat immer mehr Arbeit für immer weniger Freude.“ Mein Begleiter schüttelte wieder den Kopf, als würde das alles seine tiefe Abscheu erregen. „Geld ist ein Mittel der Zeit, so wie die Zeit knapp wird, wird auch das Geld knapp. In der Ewigkeit zählt Geld nichts, wer es ausgibt, hat es wieder, es geht niemals aus. Deshalb ist es auch nichts wert. In der Ewigkeit zählen andere Werte: zum Beispiel eine tiefe, echte und unzerstörbare Freude.“

„Schau!“ Wir waren weitergegangen und wieder auf einen Platz geraten. Im Dreck der Straße saßen Bettler. Der junge Mann, der zum Opfer des Überfalls geworden war, war einer von ihnen.

„Die Beraubten werden zu Bettlern an der Tür zur Ewigkeit. Sie hätten alles zum Besitz, aber sie haben alles verloren, weil sie nichts bewahrten. Sie wissen nicht, wie reich sie eigentlich sind. Höre, was sie sagen!“ Wir traten auf die Gruppe der Bettler zu. Sie streckten uns ihre leeren Hände hin und jammerten: „Gib mir ein gutes Wort, das Hoffnung macht. Lobe mich. Schenke mir deine Zuneigung. Mach mich froh, indem du mich ansiehst. Sage Ja zu mir.“ Einer rief laut: „Gib mir etwas für heute. Es gibt keine Ewigkeit. Jetzt will ich leben, morgen bin ich tot.“ Er wusste nicht, dass er schon längst gestorben war.

Und einer aus der Gruppe wurde besonders aufdringlich. Er rutschte auf Knien auf mich zu und bedrängte mich mit seinen Worten: „Du hast mir nichts von der Ewigkeit erzählt, jetzt habe ich gar nichts, bin bettelarm!“ Ich erschrak zutiefst, diesen Mann kannte ich, er war in früheren Zeiten mein Freund gewesen.

„Warum hast du nichts getan, als du Zeit dazu hattest?“, fragte mein Begleiter nun mich. Ich war betroffen und erschüttert. Es lag an mir, dass dieser Mann hier um etwas bettelte, was ich ihm im Übermaß hätte geben können.

Während ich noch mit meinem Versagen beschäftigt war, wurde meine Aufmerksamkeit auf ein anderes Geschehen gelenkt. Einer der Bettler hörte auf, den Vorbeieilenden seine mageren Hände entgegenzustrecken. Er kniete in dem Dreck der Straße, beugte sich nach vorn und öffnete seine Hände zum Gebet: „Herr des Lebens, hilf mir, ich kann nicht mehr. Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ Augenblicklich waren Menschen zur Stelle, die meinem Begleiter sehr ähnlich sahen. Ich nahm nicht wahr, woher sie kamen, sie waren plötzlich da.

Sie hoben den Mann auf und trugen ihn davon. Keiner der anderen Bettler reagierte oder machte sich etwas daraus. Jeder war nur mit seinem eigenen Leid beschäftigt.

„Das sind deine Leute?“, fragte ich hoffnungsfroh, „dann gibt es also doch Hilfe?“

„Ich habe doch gesagt, dass wir überall sind, dass wir uns aber unauffällig zurückhalten.

Wenn jemand Hilfe möchte, dann bekommt er sie auch. Aber er muss darum bitten.“

„Dann seid ihr Boten der Ewigkeit immer bereit, uns zu helfen? Steht ihr ständig zur Verfügung?“

„Darüber kann ich dir nichts sagen“, entgegnete mein Begleiter, „du könntest zu nachlässig werden. Was ihr Menschen über Engel denkt, stimmt nicht. Unser Dienst ist nur wirksam, wenn er unerwartet geschieht. Wer sich auf einen Schutzengel verlässt, wird unvorsichtig. Denn wer an Schutzengel glaubt, der denkt, dass der Himmel überall ist und sich allen zeigt. Das können wir aber erst im Rückblick erkennen. Während du auf dem Weg bist, darfst du nicht versuchen, die rückblickende Schau vorwegzunehmen. Du könntest in eine gefährliche Nachlässigkeit geraten.“ Und er fügte bestimmend hinzu: „Setz deine Brille auf!“

Der Blick durch die Brille des Glaubens zeigte mir, dass jeder Mensch, den ich betrachtete, von Licht umflossen wurde, jeder war darin eingehüllt wie in einen Mantel.

„Jeder Mensch ist von Ewigkeit umgeben“, erklärte mir mein Begleiter, „denn alles Leben wurzelt in der Ewigkeit und fließt zur Ewigkeit. Zum Leben gehört die Ewigkeit dazu. Es ist nur die Frage, ob du sie wahrnimmst und für dich beanspruchst.“

„Das heißt“, fragte ich, „dass niemand von diesen traurigen Gestalten hier in der Stadt der Willkür leben müsste?“

„Ja, niemand wurde hier geboren. Wer hier wohnt, hat ganz bewusst seinen Wohnsitz hierherverlegt. Aber noch mehr: Der Glaube gibt auch hier die Kraft zu überleben, anders zu sein. Der Glaube an Gott, der das Leben ist, schützt gegen Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit. Auch wenn er niemanden davor bewahrt, hilft er doch, sein Herz nicht an die Willkür zu verlieren. Das Herz verbindet sich mit Gott und kann dadurch Gottes Gegenwart wahrnehmen, seine Gegenwart erkennen – auch hier in den Gassen von Selbstgerechtigkeit und Bosheit. Dessen Herz wird nicht kalt und tot wie ein Stein – auch wenn es von den Mächten des Todes umgeben ist.“

Und nach einer kurzen Pause des Nachdenkens fuhr er fort: „Jeder Ort wird zum geheiligten Ort, wo du Gott anbetest und in seiner Gegenwart bist. Dann kommt Ewigkeitsluft auch in die stickigste Gasse und Weite in die engste Finsternis.“

In diesem Augenblick näherte sich uns ein seltsamer Zug.

### **Der Tod**

Es schien eine Prozession zu sein, die durch die Straßen zog, ein makabrer Tanz von skurrilen Gestalten, feierlich und doch hohnlachend, mit einer aufgesetzten Würde, die vor Pathos triefte. Voran gingen Musiker, alle im weißen Frack, mit weißen, hohen Zylinderhüten auf dem Kopf, einer großen weißen Fliege am Kragen und einer roten Nelke im Revers. Vorne schritt einer, der einen Kontrabass mit sich führte. Das Instrument bewegte sich auf einem Rad, sodass es im Gehen gespielt werden konnte. Danach kam einer mit einer Trompete und darauf folgte der Dritte, der sich eine Trommel umgebunden hatte. Alle drei traktierten ihre Instrumente aufs Erbärmlichste. Sie erzeugten eine jammervolle Musik, die eher an ein Heulen denn an eine Melodie erinnerte. Die schrillen Töne gingen durch Mark und Bein und ließen mich erschauern.

In einem kurzen Abstand folgte ein Wagen, der von zwei müden, klepprigen Gäulen gezogen wurde. Auf dem befand sich ein offener Sarg, in dem jemand lag: eine schwarze, dünne

Gestalt, ein Toter. Gerade als der Wagen an uns vorbeizog, bewegte sich der Tote, griff nach dem Rand des Sarges, zog sich empor, kam halb zum Sitzen, stützte sich auf den einen Arm und winkte mit dem anderen in die Menge. Die Menschen verneigten sich tief, winkten zurück oder bekreuzigten sich. Einige schrien vor Entsetzen auf oder zeigten einen vollkommen verängstigten Gesichtsausdruck. Manche hielten sich die Augen zu und wandten sich schnell ab, als wollten sie das Ungeheuerliche gar nicht wahrnehmen. Die schwarze Gestalt aus dem Sarg war nun gut zu erkennen. Sie trug eine erschreckende Halloweenmaske, einen Totenschädel mit großen, dunklen Augenhöhlen. So glotzte sie die Menschen an. Auch ich schauderte bei diesem Schauspiel.

„Das ist der Tod“, erklärte mir mein Begleiter, „oder das, was von ihm übrig geblieben ist.“ Offensichtlich wollte er mir die Angst nehmen. „Der Tod will sich nicht besiegt geben, deshalb will er unbezwingbar erscheinen. Er ist der zweite Herrscher in dieser Stadt, ein Gehilfe der Macht. Er jagt in ihrem Auftrag den Menschen mit seinem Schauspiel einen heillosen Schrecken ein. Er tut so, als wäre er der Herr über die Zeit, und erweckt den Eindruck, dass die Menschen keine Zeit mehr hätten. Dadurch hetzt er sie in die Arme der Mächtigen, diese sollen sie erretten. Er bedroht die Menschen mit dem Entzug der Zeit und tut so, als ob es von seiner Willkür oder Gnade abhinge, wann ein Mensch stirbt. Er gibt sich als der Verfügungsberechtigte über die Zeit der Menschen, aber in Wirklichkeit ist er nur ein Popanz, ein ausgedienter Mime, ein Gespenst. Schau durch deine Brille!“

Ich blickte durch meine Brille und sah tatsächlich ein müdes, harmloses Gespenst, das sich wichtig machte und sich daran weidete, die Menschen zu erschrecken. Mir fielen die Worte eines Dichters ein (Max Picard): „Das aber ist die Existenz eines Gespenstes: da zu sein und doch nicht da zu sein, zu verschwinden und doch wiederzukehren, aber schon im Wiederkehren wieder zu verschwinden.“ Auf diese willkürliche Weise bestimmte es die Menschen. Ich sah durch meine Brille die Menschen, wie sie den Tod als letzte Instanz verherrlichten, wie die Realität des Todes auf der einen Seite als Vollendung verklärt wurde und auf der anderen dramatisiert, als der letzte Feind des Menschen. Ich sah, wie der Tod die Menschen um ihre Zeit bestahl und ihnen das Leben raubte. Aber ich erkannte gleichzeitig durch meine Brille hindurch, dass der Tod keine Macht hatte, dass er das Leben nicht nehmen kann, weil es ewig ist und Gott gehört. Und ich erkannte, dass der Tod für den, der glaubt, nur ein Durchgang von der Zeit zur Ewigkeit ist. Es wurde mir klar: Wenn die Zeit beendet ist, ist auch der Tod endgültig besiegt. Er ist es, der keine Zeit hat!

Mein Begleiter bestätigte meine Gedanken: „Der Tod hat keine Zeit, deshalb stiehlt er sie den Menschen. Er übt nur den Einfluss auf sie aus, der ihm zugestanden wird. Er kann nichts von sich aus tun. Deshalb erzeugt er Schrecken, um sich so die Menschen zu unterwerfen. Wer tot ist, ist in der Ewigkeit und kommt nicht mehr in die Zeit zurück. Er ist ihr entronnen und der Tod hat keine Macht mehr über ihn. Wer ein Gestorbener ist, muss sich nicht mehr vor dem Tod fürchten.“

Als wir diesen Ort verließen, jammerten und klagten die Menschen dort immer noch, obwohl der seltsame Trauerzug schon längst weitergezogen war. Sie waren tief erschüttert und voller Angst: „Wann wird er uns holen? Wie viel Zeit bleibt uns noch? Ach, lasst uns feiern, essen und trinken, denn morgen sind wir tot.“ Und aus dem Heulen wurde eine wilde Orgie.

„Herr, könnt Ihr nichts tun, um den Menschen die Wahrheit zu zeigen?“ Ich wollte es einfach nicht fassen, ich hatte Mitleid mit diesen gequälten Kreaturen.

Er antwortete: „Gott ist nicht nur ein lieber Gott. Er benutzt manchmal den Schrecken, um die Menschen zur Umkehr zu bringen. Er liefert sie dem Schrecken aus und führt sie an ihre

Grenzen, damit sie ihre Ohnmacht erkennen und sich zu ihm flüchten. Gott muss den Menschen widerstehen, damit sie stark werden können. Er stellt sich ihnen manchmal so in den Weg, dass es kein Weiterkommen gibt. Das sieht lieblos aus, aber es ist zu eurem Nutzen. So ist auch der Tod in der Hand Gottes eine Mahnung und eine Erinnerung, zu Gott zu kommen, bei ihm das Leben zu suchen und zu finden. Es darf im Leben nicht alles glatt gehen, damit du weise wirst und klug mit deiner Lebenszeit umgehst, damit du Verantwortung übernimmst und reifen kannst.“

Das war mir damals ein einleuchtender Gedanke und seither bete ich immer wieder: „Gott, widerstehe mir, tue nicht, um was ich dich bitte. Handle nach deinen Prinzipien – auch wenn sie mir zuwiderlaufen. Aber lass mich niemals los.“

Und mit einer Bewegung zu den Menschen hin, die in dieser Stadt lebten, sagte mein Begleiter: „Manchmal muss es erst schlimmer werden, bevor es besser wird. Sie müssen sich helfen lassen, die eigene Kontrolle aufgeben. Solange sie noch Pläne und Ideen haben, wie sie sich selbst oder die Situation retten können, oder wenn sie sich noch überlegen, wie sie anderen Mächten zu Diensten sein könnten, haben sie noch nicht wirklich losgelassen. Manchmal muss ihnen alles aus der Hand genommen werden, sie müssen Ohnmacht erfahren, damit sie sich helfen lassen. Es ist oft ein erbärmlich komischer Kampf, wenn sie sich an etwas Unsinnigem festhalten oder eine Kleinigkeiten verteidigen, als ginge es um ihr Leben. Es ist zum Lachen, an was sie ihr Herz hängen – manchmal auch an eine erbärmliche Existenz – und was sie für wichtig halten – ihren Stolz, ihre Würde, ihr Ansehen vor anderen. Der Tod übernimmt dann meist unfreiwillig einen wichtigen Dienst: Er zeigt den Menschen, dass es ein Ende mit ihnen hat und sie davonmüssen. Das bringt einige zur Besinnung und zur Umkehr.“

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Ich spürte einen tiefen Ernst durch die Begrenztheit des Lebens: „Herr, lehre mich bedenken, dass ich sterben muss, auf dass ich klug werde.“

Wie um ein Gegengewicht zu setzen und mich aus meinen schweren Gedanken zu holen, bemerkte mein Begleiter: „Wir nehmen die Menschen an, wie sie sind. Jeder darf sich darstellen, wie er will. Er darf auch zur Witzfigur werden. Wir lachen oft über die Menschen in ihrem vergeblichen Bemühen, würdevoll und wichtig auszusehen – so wie über possierliche Tiere im Zoo. Diese wissen auch nicht, dass sie komisch sind und zur Erheiterung beitragen, sie sind einfach so. Warum auch nicht? Es ist besser, über einen Menschen zu lachen, als sich über ihn zu ärgern. Das Lachen macht es erträglicher, ihn anzunehmen, wie er ist. Wer über den Tod lacht, hat ihn besiegt.“

### **Der Verführer**

Während dieser Gespräche waren wir durch weitere Teile der Stadt der Willkür geschritten. Den Tod und seinen Schrecken hatten wir längst hinter uns gelassen, als wir auf ein großes Zirkuszelt stießen. Davor stand ein Mann, der die Leute mit kräftiger Stimme dazu bewegen wollte, einzutreten. Viele waren bereits seiner Aufforderung gefolgt, andere standen noch unentschlossen vor dem Zelteingang, aber sie konnten der überzeugenden Stimme und seinen Versprechungen nicht lange widerstehen:

„Kommen Sie zu uns, meine Damen und Herren! Bei uns erleben Sie das Besondere, das noch nie da war. Hier können Sie dem grauen Alltag entrinnen und haben das Gefühl, dass Sie jemand sind, der etwas ganz Besonders erlebt. Ja, indem Sie hier hereinkommen und mitmachen, sind Sie jemand Besonderes. Sie gehören mit uns zu einer außergewöhnlichen Schar von Menschen. Wir sind eine einmalige Gemeinschaft! Hier können Sie sich

hineinverlieren und verlieren sich dabei selbst doch nicht. Hier sind Sie Ihre Sorgen und das Kreisen um sich selbst los. Hier sehen Sie die Wirklichkeit, Sie werden staunen! Und dabei vergessen Sie Ihre Fragen und Probleme. Sie müssen sich bei uns nicht mit dem Gedanken beschäftigen, wer Sie eigentlich sind und wie Sie Ihr Leben optimal und richtig gestalten. Wir sagen es Ihnen. Wir geben Ihnen einen Wert! Durch uns werden Sie zu einer einmaligen Persönlichkeit. Indem Sie zu uns kommen und zu uns gehören, bekommen Sie Anteil an all den Kräften und Fähigkeiten, die wir nur gemeinsam haben können. In unserer Mitte wachsen Sie über sich selbst hinaus. Inmitten einer riesigen Menge anderer Menschen erfahren Sie, wer Sie sind: Sie sind einmalig und trotzdem Teil eines großen Ganzen. Was wir gemeinsam tun, wertet Ihr Leben auf. Sie erhalten Bestätigung, weil Sie sehen, dass die anderen genauso sind wie Sie. Sie sind nicht allein – und trotzdem stehen Sie im Mittelpunkt!

Deshalb kommen Sie herein zu uns. Bei uns ist es warm, Sie erleben Geborgenheit. Wir bestätigen einander und sorgen dafür, dass es jedem gut geht. Nein, Sie müssen sich nicht um die anderen kümmern. Aber allein dadurch, dass wir zusammen sind, fühlen wir uns nicht einsam in dieser rauen und harten Welt.“

„Das ist das große Ich, das hier zu sich einlädt. Es ist ein perfider Verführer, denn er kreist nur um sich selbst und will, dass es auch alle andern Menschen tun. Macht und Tod arbeiten Hand in Hand. Das große Ich nutzt diese Situation aus und bietet den Menschen an, sie zu entlasten und aus dem Dilemma ihres Lebens zu erlösen. Dabei saugt es die Menschen aus. Das große Ich lebt von dem, was andere ihm geben. Es will aber immer reicher werden, denn nur wenn jemand reich ist, ist er bedeutend.“

„Aber Ihr habt doch selbst gesagt, Herr, dass man sich, je mehr man hat, immer mehr leisten kann, aber dass sich die Zeit nicht vermehrt und man letztlich das Problem hat, das auszugeben, was man gesammelt hat. Der Reichtum wächst, aber die Zeit verrinnt, von der jeder Mensch die gleiche begrenzte Menge hat. Also ist es gar nicht gut, so viel Reichtum, Ansehen und Ehre anzuhäufen. Wir können letztlich gar nichts damit anfangen.“

„Richtig gesprochen“, bestätigte mein Begleiter, „letztlich ist es der Teufel, der die Menschen belügt, wenn er ihnen Glück, langes Leben und Reichtum verspricht. In Wirklichkeit nimmt er ihnen alles. Erst in der Ewigkeit hast du unbegrenzt Zeit. Investiere heute in die Ewigkeit, damit du dort auch ankommst und von dem unendlichen Schatz der Zeit profitierst. Mehr brauchst du nicht. Es ist unsinnig, heute zu sammeln und Reichtum anzuhäufen, wenn du dir klarmachst, dass dir in der Ewigkeit sowieso alles zusteht.“

„Das bedeutet, dass ich mich in meinem Leben gar nicht so viel um mich selbst kümmern muss?“ Ich versuchte zu verstehen, was mir mein Begleiter sagen wollte.

„Es ist so: Jeder Mensch erhält ein Kapital zu Beginn seines Lebens. Das sind seine Gaben, Fähigkeiten, Möglichkeiten und Talente. Dieses Kapital wird mit der Taufe aktiviert, damit steht es dem Menschen zur Verfügung, er kann das Kapital ausgeben. Das Seltsame ist, wenn er es ausgibt, wird es immer mehr, nicht weniger, es fließt aus Gottes Ewigkeit nach. Wer es aber festhält und für sich bewahren möchte, weil er dann mit seinem Reichtum protzen kann, der hat immer weniger. Das Kapital nimmt ab, wenn es nicht eingesetzt wird.“

„Erst mit der Taufe wird das Kapital aktiviert?“ Das schien mir doch zu sehr dogmatisch und festgelegt. „Nun gut“, gab mein Begleiter nach, „es geht bei manchen auch ohne Taufe, allein aus Gnade. Aber das ist nicht dein Problem, das kannst du getrost Gott überlassen.“

Dann wandte sich mein Begleiter noch einmal ganz eindringlich und bestimmt an mich: „Was du dir merken sollst, ist: Du bewegst dich immer nur in dem, was andere erbaut haben. Hänge nicht dein Herz an die Häuser, die du heute bewohnst. Fremdlinge werden morgen

darin leben. Pflanze Apfelbäume, die von anderen geerntet werden. Öffne dein Herz für das Recht des anderen. Scheue nicht das Leiden, es macht dich frei von dir selbst. Verzichte gern auf die Annehmlichkeiten zugunsten eines größeren Gewinnes: deinen Frieden. Sei wahrhaftig, denn so wirst du deine Integrität behalten. Sei bereit loszugehen und loszulassen, wenn das Alte dich nur noch einengt. Das Vertrauen auf Gott ist deine einzige Chance, nutze sie.“

„Ihr wart wohl ein Dichter, als Ihr lebtet?“ Er lachte befreit: „Heute lebe ich! Damals waren es nur Worte, die niemanden berührten. Aber heute ist es Leben, denn ich weiß, was ich sage. Ich gebrauche nicht nur Worte. Das Leben äußert sich.“

Und während wir weitergingen, hörten wir noch die Stimme des Ausrufers, des großen Verführers, die immer mehr vom Lärm und Tumult der großen Stadt übertönt wurde: „Kommen Sie herein, denn hier erleben Sie den Sinn Ihres Lebens! Hier bekommen Sie eine Vision und eine Perspektive. Sie müssen sich das Ziel Ihres Lebens nicht selbst erarbeiten, Sie bekommen es geschenkt. Wenn Sie hereinkommen, werden Sie von uns allen wieder ausgesandt. Aber nicht kümmerlich und bedürftig gehen Sie von hier fort, sondern reich beschenkt, gestärkt und aufgebaut. Sie fühlen sich, als hätten Sie literweise Energiedrinks zu sich genommen. Und wenn die Kraftwirkung nachlässt, dann müssen Sie nur wieder hierherkommen. Deshalb kommen Sie wieder, immer wieder, bleiben Sie nicht zu lange fort, damit Sie nicht schlapp machen. Kehren Sie bald zurück – denn nur hier bei uns geht es Ihnen gut, nur hier erfahren Sie Sicherheit und Bestätigung. Kommen Sie herein, kommen Sie wieder herein, bleiben Sie hier, schlafen Sie ein ...“

### **Nach oben**

Langsam war mir die Stadt mit ihrem hektischen Trubel und ihrer leeren Geschäftigkeit zuwider, ich wollte sie verlassen. Ich hatte genug gesehen, um zu verstehen, was die Menschen zerstört. Ich hatte erlebt, wie sie ihre Zeit vergeudeten und ihre Tage mit Angst, Sorgen oder dem Verlangen nach Mehr zubrachten. Das war die Wirklichkeit der Zeit. Das war der Mensch, der unter dem Diktat verrinnender Stunden, Tage, Wochen und Jahre stand, der unbegrenztes Leben wollte und trotzdem auf Schritt und Tritt mit seiner Begrenztheit konfrontiert wurde. Dem die Zeit nie ausreichte und der deshalb alles tat, um sie so gut wie möglich auszunutzen – um dabei nur wieder viel Zeit zu verlieren.

„Gibt es keinen Ausweg?“, fragte ich meinen Begleiter, „haben diese Menschen keine Möglichkeit, diese Stadt zu verlassen? Könnt Ihr sie nicht zum Fortgehen bewegen? Oder wenn es gar nicht anders geht, an einen anderen Ort bringen, wo es besser für sie ist?“

„Nein, mein Junge, das geht nicht. Jeder Mensch hat seinen freien Willen. Wer in der Stadt der Willkür lebt, hat sich dafür entschieden, hier zu wohnen.“

Ich kam mir tatsächlich plötzlich sehr jung vor und konnte mich mit dem Gedanken, dass nichts zu ändern war, nicht anfreunden: „Könntet Ihr dann nicht wenigstens ihre Lebensbedingungen so verbessern, dass ihr Leben leichter wird oder es ihnen nicht mehr so schwerfällt, anders zu sein? Warum beseitigt Ihr nicht das Böse?“

„Wir können aus der Ewigkeit nicht in die Zeit eingreifen. Wir können die Uhr nicht zurückdrehen, anhalten oder weiterdrehen. Die Zeit hat ihre eigenen Gesetze, die von Gott so festgelegt sind. Es gehört zur Zeit, dass sie verrinnt, was war, ist nicht mehr veränderbar. So wie auch ein Bild, vom Künstler gemalt, nicht mehr verändert werden kann. Wir können auf das, was es darstellt, keinen Einfluss mehr ausüben. Es bleibt, wie es ist. Wir können das Gemälde höchstens zerstören. Gott hat bislang nur zweimal in den Ablauf der Zeit eingegriffen, nachdem er sie erschaffen hat: Er befahl der Sonne bei Gibeon stillzustehen, bis

Josua seine Schlacht geschlagen hatte (Josua 10, 12–14). Und er bewirkte, dass die Schatten der Sonnenuhr um zehn Striche zurückgingen, zum Zeichen für den König Hiskia (Jesaja 38, 8).

Nein, die Menschen allein bestimmen über ihre Zeit. Wir können nur Schlimmes abmildern und helfen, mit der Zeit richtig umzugehen – wenn die Menschen es wollen. So können sie auch jederzeit die Stadt der Willkür verlassen, wenn sie es wünschen.“

„Wird es dann wenigstens in der Ewigkeit so etwas wie eine ausgleichende Gerechtigkeit geben?“ Ich wollte nicht lockerlassen. Es gefiel mir nicht, dass es offensichtlich keine Lösung für das Dilemma des Menschen gab, der sich unter die Knute der Vergänglichkeit ducken musste.

„Nein, ich muss dich enttäuschen“, entgegnete mein Begleiter schonungslos. „Die himmlische Gerechtigkeit ist ein menschliches Produkt. In der Ewigkeit wird keine letztgültige Gerechtigkeit hergestellt. Gerechtigkeit, wie du sie dir denkst, entspringt einem romantischen Bemühen um Harmonie. Dahinter steckt der Gedanke von umfassender Gleichheit und Gleichbehandlung für alle Menschen. Aber so ist es nicht. Jeder Mensch ist anders. Und Gott gibt jedem genau das, was er braucht und ihm entspricht. Das ist für den einen mehr und für den anderen weniger. Aber in der Ewigkeit ist das für niemanden ein Problem, denn es gibt für jeden in unbegrenztem Maß, was er bedarf, keiner kommt zu kurz. Der Hinweis auf himmlische Gerechtigkeit ist eine billige Vertröstung – vor allem wenn damit menschliches Unrecht verharmlost wird.“ Mein Begleiter schüttelte heftig den Kopf. Dann sagte er mit einem tiefen Seufzer:

„Die menschliche Ungerechtigkeit wird in der Ewigkeit angeprangert und tief betrauert. Wir können aus der Ewigkeit ein Ungleichgewicht unter den Menschen nicht verhindern, ihm nicht einmal vorbeugen. Aber wir können den Menschen helfen, damit umzugehen, indem wir ihnen zeigen, dass das, was sie heute entbehren müssen, gering ist im Vergleich zu dem, was sie bekommen werden. So kommt schon jetzt ins Lot, was in Schiefelage geraten ist. Der Mensch kann die Ungerechtigkeit heute annehmen und ertragen, weil sie vor der Ewigkeit nicht viel zählt. Er wird frei: frei von allen eigenen Ansprüchen und Vorstellungen der anderen. Man kann auch mit wenig zufrieden sein. Schau doch nicht so sehr nach dem, was dir fehlt, sondern achte lieber auf das, was du hast. Es ist genug.“

Unser Gespräch hatte mich so sehr beansprucht, dass ich gar nicht auf unseren Weg achten konnte. Ich war noch nicht fertig mit meinen Überlegungen und hatte das Gefühl, dass ich noch nicht alles verstanden hatte. Außerdem wollte es mir nicht einleuchten, dass man hier gar nichts tun konnte, dass die Zeit Zeit blieb und die Ewigkeit Ewigkeit, dass es auf der einen Seite Bosheit und Willkür gab und auf der anderen ein Leben in Fülle – und dass es keine Übergänge vom einen ins andere geben sollte.

„Du irrst“, sagte mein Begleiter, „es gibt einen Übergang von der Zeit in die Ewigkeit: Das ist der Tod. Der Tod, der die Menschen peinigt und quält, der sie gefangen nimmt und antreibt, tut etwas Gutes – obwohl er das gar nicht beabsichtigt: Er befreit den Menschen und versetzt ihn aus der Enge der Zeit in die Weite der Ewigkeit. Er will das Böse und erreicht das Beste, was den Menschen passieren kann. Er raubt ihnen das Leben, aber sie bekommen viel mehr, als sie bisher hatten. So hat Gott den Fluch in Segen verwandelt.

Die Menschen haben Angst vor dem Tod, obwohl sie diese gar nicht haben müssten, weil er der Befreier ist, er ist die Tür zur Ewigkeit. Du hast gesehen, wie Willkür und Bosheit bei den Menschen wirken, die diesen Durchgang nicht kennen und nichts von der Ewigkeit wissen. Sie leben in der Endlichkeit und hassen die Zeit, die verrinnt. Für sie gibt es keine Zukunft und deshalb nur die Gegenwart – und der Tod, der ihnen alles nimmt. Dabei ist die Ewigkeit

so nahe.“

Er machte eine Pause, dann fuhr er fort: „Es gibt zwei sehr unterschiedliche Sichtweisen: Der Tod aus der Perspektive der Zeit ist ein großes Schreckgespenst, das die Zeit raubt. Der Tod aus dem Blickwinkel der Ewigkeit ist ein großer Befreier, der die Tür zum ewigen Leben öffnet. – Komm, wir gehen hinauf zum Schloss.“

Tatsächlich waren wir dabei, eine Treppe zu erklimmen, und mir wurde bewusst, dass wir schon seit einiger Zeit aufwärtsgestiegen waren. Immer wieder war mir während unseres Weges durch die Stadt das große Schloss aufgefallen, das auf einer Anhöhe über der Stadt thronte und eine beherrschende Position einnahm. Wie manches andere hatte ich dieses gewaltige Gebäude zwar gesehen, aber es in der Fülle der Eindrücke nicht wirklich wahrgenommen, geschweige denn mir Gedanken über seine Bedeutung gemacht. Ich war viel zu sehr mit den seltsamen Ereignissen in den Niederungen beschäftigt gewesen, um nach oben zu sehen und mich zu fragen, wer dort wohl wohnte.

Seltsamerweise wurden die Gassen immer einsamer, je höher wir kamen und je mehr wir uns dem Schloss näherten. Es kamen uns nur noch ab und zu ein paar Leute entgegen, die eiligen Schrittes in die Stadt hinabstrebten. Es schien so, als würden die Menschen der Stadt dieses Gebäude meiden. Dass diese Vermutung zutraf, zeigte sich, als ein kleiner dicker Mann plötzlich auf uns zutrat und sich uns in den Weg stellte: „Do gent Ihr nicht nauf. Dort oben ist's g'fährlich, dort geht's seltsam zu. Wenn Se weitergehen, dann lösen Se sich in Ihre Phantome auf.“ Und er war partout nicht bereit, uns aus dem Weg zu gehen.

Mein Begleiter schob ihn zur Seite und lachte: „Der will uns bewahren und hat doch keine Ahnung. Ihn leitet seine eigene Angst. Oh, würde er doch selber schauen, ob es zutrifft, was die Leute sagen. Er meinte sicher Atome und nicht Phantome. Aber vielleicht hat er auch recht.“

Ich reagierte betroffen und erschreckt: Lag neues Entsetzen vor mir?

„Herr, wohin führt Ihr mich?“ Am liebsten wäre ich tatsächlich nicht weitergegangen.

„Keine Angst, das Schloss ist kein Ort des Schreckens, das Schloss ist unser Haus, hier wohnen wir.“

Das musste ich erst verdauen.

„Ihr wohnt hier, über der Stadt, ganz nahe bei den Menschen?“

„Ja“, bestätigte mein Begleiter ruhig, „wir wollen so nahe es geht bei den Menschen sein. Die Ewigkeit ragt weit in die Zeit hinein. Wir haben hier unseren Ort, eine Exklave der Ewigkeit mitten in der Zeit. Das ist das, was wir tun können. Wir zeigen den Menschen, dass die Zeit nicht alles ist, und bieten ihnen einen Ort, wohin sie sich flüchten können.“

„Die Menschen können zu Euch kommen?“ Das konnte ich nicht begreifen.

„Ja, sie könnten zu uns kommen, jederzeit ist jeder herzlich bei uns willkommen. Der Weg ist nicht weit und die Türen stehen offen. Die Menschen müssen nur kommen. Wir können ihnen helfen, wenn sie uns aufsuchen. Die Stadt der Willkür zu verlassen ist ihre einzige Chance, um nicht zugrunde zu gehen. Sie müssen nicht da unten wohnen, sie können nach oben kommen. Dort unten sind sie gefangen und nicht frei, hier oben erleben sie Weite und das Leben in Fülle. Aber sie müssen diesen Weg zu uns aus freier Entscheidung gehen, niemand kann sie dazu zwingen.“

Nun waren wir oben angelangt. Genau in diesem Augenblick brach die Sonne durch die Wolken, und ein mildes Abendlicht ergoss sich über die Stadt unter uns, die immer noch in dichtem Dunst lag. Aber über dem Nebel wogte nun das Licht der Abendsonne, die wenigstens am Ende des Tages noch zeigen wollte, dass es sie gab und dass sie stark genug

war, das Dunkel zu vertreiben und auch das Finstere zu verzaubern.

Die Türen des Schlosses waren einladend geöffnet.

„Bewacht Ihr Euer Schloss nicht?“, fragte ich vorsichtig.

„Nein, der Zugang besteht bei Tag und Nacht, die Tore sind nie abgeschlossen. Aber du siehst, es ist auch nicht nötig.“

Tatsächlich, auf den letzten Metern zum Schloss waren wir niemand mehr begegnet. Es schien so, als würden die Menschen sich selbst verbieten, zum Schloss zu gehen.

„Nur wenige steigen hier herauf“, sagte mein Begleiter bedauernd. „Dabei ist hier das Leben und unten der Tod.“

Wir betraten das Schloss und augenblicklich umging uns eine tiefe Ruhe und Geborgenheit. Während es draußen warm und stickig war und der Gestank der Stadt nach Schweiß, Angst und Arbeit, Blut und Tränen bis hierher gedrungen war, war es hier drinnen kühl und die Luft rein und klar. Das erinnerte mich an das Gefühl, wenn ich an einem heißen, schwülen Sommertag eine dunkle kühle Kirche betreten hatte, so ähnlich war es nun auch – nur noch intensiver. Der Eindruck, ich würde eine andere Welt betreten, war übermächtig. Hier war alles so eindeutig, dass ich die Brille absetzen konnte, das intensive Licht in diesem Raum hätte mich sonst geblendet, wenn ich sie aufbehalten hätte. Hier war Klarheit, hier konnte ich sehen, was ich glaubte. Ich sah: Hier ist die Ewigkeit bereits ein Stück Wirklichkeit. Und ich überlegte mir: Wie wird die Ewigkeit dann letztlich tatsächlich sein?

„Willkommen im Schloss, willkommen bei uns! Das Schloss ist das Haus der Vollendung. Hier ist der Durchgang zur Ewigkeit. Jeder, der in die Ewigkeit möchte, kommt hier vorbei. Ich werde dir zeigen, was hier geschieht. Aber zuerst: komm hier an und ruh dich aus.“

Das war eine Einladung, die ich gern annahm. Ich zog meine Schuhe aus, kühlte meine Füße in einem Becken mit klarem Wasser, erfrischte mich und setzte mich mit einem tiefen Seufzer der Zufriedenheit in einen der bequemen Polstersessel, die in der Eingangshalle standen – und schlief augenblicklich ein. Es war ein erquickender, tiefer Schlaf ohne Träume, ein Schlaf von der erholsamen Art, bei dem man sich nach dem Erwachen wie neu geboren fühlt.

## Haus der Vollendung

### Das Schloss

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte. Als ich erwachte, stand auf einem kleinen Tischchen ein Essen für mich bereit. Danach fühlte ich mich gestärkt an Leib und Seele.

„Bis du bereit?“, fragte mein Begleiter, der wieder zu mir trat. Ich nickte heftig.

„Dann zeige ich dir jetzt das Schloss.“

Wir wollten gerade die Eingangshalle verlassen, als mir noch eine wichtige Frage einfiel, die ich klären musste, bevor ich weitergehen konnte.

„Mein Herr, da gibt es doch noch etwas ...“ Ich zögerte. Mein Begleiter sah mich auffordernd an.

„Ihr sagtet, dass das Schloss ein Durchgang zur Ewigkeit ist. Dann müssten doch alle Menschen auf ihrem Weg dorthin hier durchkommen. Aber was ist mit den Menschen in der Stadt, die nicht hierherkommen wollen?“

„Auch die Stadt ist eine Durchgangsstation – für die Menschen, die sich entschließen, nicht auf Dauer dort ihren Wohnsitz zu haben, andere aber lassen sich endgültig an diesem Ort nieder. Für die, die bleiben, ist es ein ewiges Verweilen in der Zeit. Sie sind lebendig tot.“

„Ist das die Hölle?“, fragte ich schnell.

„Wenn du so willst. Aber dann ist die Hölle eine Entscheidung, im engen Gefängnis der Zeitlichkeit zu bleiben, eine Verweigerung des ewigen Lebens, ein Festhalten an den Prinzipien der Zeit, eine beständige Rückkehr in das Vergangene. Oder wie es einer eurer besten Denker gesagt hat: ‚Die Erde ist, wenn sie gewählt anstelle des Himmels, von Anfang an nichts als eine Provinz der Hölle gewesen‘ (C. S. Lewis).“

„Mein Herr, das verstehe ich nicht!“ Ich war beunruhigt.

„Du musst auch nicht alles verstehen“, beruhigte mich mein Begleiter.

„Im Augenblick des Todes durchschreitet der Mensch die Tür von der Zeit in die Ewigkeit – darüber haben wir bereits gesprochen. Nun befindet er sich hier, in unserem Schloss. Das ist für ihn der nächstmögliche Ort. Entweder er bleibt hier und geht den Weg der Vollendung und weiter bis in die Ewigkeit – du wirst die Stationen auf diesem Weg noch kennenlernen. Dann ist die Erde für ihn von Anfang an ein Teil des Himmels gewesen. Oder er zieht die Stadt der Willkür vor und entscheidet sich angesichts der Ewigkeit für die Vergänglichkeit. Er nimmt seinen Wohnsitz unten in der Stadt. Als wir hier heraufgestiegen sind, haben wir ein paar Menschen gesehen, die uns entgegenkamen. Sie wollten nicht hierbleiben, sondern lieber in der Stadt der Willkür leben.“

Jetzt fiel mir auf, dass diese Menschen finster und entschlossen ausgeschaut hatten und sich durch nichts in der Welt zur Umkehr hätten bewegen lassen.

„Aber sie können doch zurück? Gibt es für sie Gnade und Barmherzigkeit?“

„Natürlich. Auch die Menschen, die sich auf Dauer in der Vergänglichkeit eingerichtet haben, können sich entschließen, ihren Wohnsitz von dort unten hier herauf zu verlagern. Sie können jederzeit kommen. Der Weg steht für alle offen.“

„Gibt es dann Menschen, die mehrfach ihren Wohnsitz von hier nach dort und zurück verlagert haben?“

„Ja, auch das gibt es. Jeder Mensch ist selbst verantwortlich, inwieweit er sich auf die Vollendung einlassen möchte. Es gab schon Menschen, die kurz vor dem Ziel das Schloss verließen und wieder in die Stadt gewandert sind. Manche sind dann aber auch wieder zurückgekehrt.“

„Mussten sie dann den Weg der Vollendung wieder von vorn beginnen?“ Ich war einfach neugierig.

„Das geht dich nichts an, das ist nicht deine Geschichte. Darum musst du dich nicht kümmern“, wies mein Begleiter meine Frage zurück.

„Aber es gibt Menschen, die sich für die Stadt entschieden haben und nicht wieder hierher zurückgekehrt sind?“, fragte ich weiter, um sofort zu ergänzen: „Bis jetzt jedenfalls nicht.“

„Ja, und du hast gesehen, dass die Stadt der Willkür immer größer wird. Es ziehen immer mehr Menschen dorthin und sie bleiben. Dort versammeln sich die Menschen aller Zeiten unter dem Siegel der ewigen Vergänglichkeit. Sie bleiben, wie sie sind, unvollendet, arm, bedürftig. Und das Schlimme ist: Sie wissen es nicht. Und wenn sie es wissen, dann wollen sie es so.“

Mein Begleiter schüttelte den Kopf.

„Es gibt noch eine dritte Möglichkeit.“ Mein Begleiter zögerte, als ob er sich überlegte, mir diesen Fall mitzuteilen. „Entweder der Mensch bleibt hier im Schloss und geht den Weg der Vollendung, oder er zieht die Stadt vor und bleibt dort. Wenn jemand jedoch beides nicht wählt, weder das eine noch das andere, sondern nur den endgültigen Tod wünscht, dann bekommen diese Menschen das, nach dem sie verlangen. Sie werden zu dem, was sie bereits sind, zu einem Stein. In ihrem Herzen ist kein Leben mehr, sie haben den Tod

gewählt, sind wie versteinert, deshalb werden sie zu einem Steinbrocken. Du hast die Halde der vielen Steine gesehen?“

Ich erinnerte mich an den Steinbruch vor der Stadt und an die vielen Arbeiter, die dabei waren, die Steine zurechtzuklopfen.

„Diese Steinbrocken – das waren Menschen? Haben sie sich besonders schuldig gemacht, sodass sie dieses Schicksal als Strafe empfangen?“ Ich war erschüttert.

„Nein, es geht hier nicht um Schuld oder Sühne – um dieses Thema geht es später. Jeder, der schuldig geworden ist, bekommt eine Chance zur Veränderung. Diese Menschen aber wollten das Nichts. Sie wünschten sich, dass alles vorbei ist, wenn sie gestorben sind, sie wählten den Tod für immer“, bestätigte mein Begleiter, „nun dienen sie als Steine für den Aufbau der Stadt der Willkür. Sie werden zurechtgehauen und in die Gebäude eingefügt, die sich dort die Bewohner bauen. Nun hat ihr Leben noch diesen einen Zweck.“

Das klang mir doch zu erbarmungslos, das konnte ich nicht so stehen lassen.

„Aber es gibt doch auch für sie eine Möglichkeit der Umkehr?“ fragte ich scharf.

„Du musst dich nicht zum Richter aufspielen“, wies mich mein Begleiter zurecht, „letztlich wollten diese Menschen die Ewigkeit nicht und Gott erfüllte ihren Wunsch, dass mit dem Tod alles aus ist. Sie haben sich ein ganzes Leben darauf eingestellt, dass es keine Ewigkeit gibt, und immer damit gerechnet, dass der Tod das Allerletzte ist.“ Er machte eine Pause, um seine Aussage zu bekräftigen.

„Aber zu deiner Beruhigung kann ich dir sagen, dass Jesus, dem verworfenen Eckstein, nichts unmöglich ist. Er vermag aus toten Steinen lebendige Steine zu machen. Und niemandem ist der Rückweg in die Arme des Vaters verschlossen, wenn er möchte.“

„Und was geschieht mit den Menschen, die unvollendet geblieben sind?“ Wieder stieß ich auf Endgültigkeiten, die mir Mühe machten.

„Niemand bleibt unvollendet, jeder hat eine Chance zur Vollendung zu gelangen. Zwar wird die Akte des Menschen im Augenblick des Todes geschlossen – wenn du so willst. Aber damit ist nur gesagt, dass der zeitliche Teil seines Lebens beendet ist. Was bis zu diesem Zeitpunkt nicht erledigt ist, bleibt offen. So kann es ein, dass manche Arbeit unvollendet zurückbleibt und manches nicht zum Erfolg gebracht werden konnte. Aber das sind alles sehr vorläufige Ziele und eine sehr zeitliche Vorstellung von Erfolg. Vollendung bedeutet hier bei uns etwas viel Umfassenderes: Ein Mensch wird zu dem, was er in den Augen Gottes ist, er wird ganz, ursprünglich, vollkommen – so wie ihn Gott sich gedacht hatte, als er ihn erschuf. Er wird zurückverwandelt in Gottes Ebenbild.“

„Dann zählt also nicht, was ein Mensch gemacht hat, ob er Erfolg hatte und ob er viel erreicht hat – sondern es zählt das, was dem entsprach, was sich Gott von diesem Menschen gedacht hat?“, fragte ich.

„Genau. Die Ergebnisse eines Lebens sind nicht so bedeutsam wie das Herz des Menschen, seine Absichten, seine Liebe, seine Hingabe, seine Träume und sein Gehorsam“, zählte mein Begleiter auf.

„Dann gibt es kein unvollendetes Leben?“, bohrte ich nach.

„Nein, höchstes ein zu früh vollendetes. Die Lebensdauer gibt keine Auskunft über die Qualität eines Lebens. Auch jemand, der jung stirbt, kann viel Gutes erreicht haben. Vielleicht sogar manchmal mehr als einer, der alt stirbt, denn er hat sein Leben für andere verströmt. Auch kann ein alter Mensch durch Torheit und Arroganz alles zerstören, was er in vielen Jahren aufgebaut hat. In der Ewigkeit gelten ganz andere Maßstäbe als bei euch in der Zeit. Nun komm, sieh selbst.“

Es war eindeutig, dass mein Begleiter das Gespräch beenden wollte. Er wollte, dass ich selbst herausfand und wahrnahm, wie Vollendung geschieht. Vielleicht fürchtete er, dass ich mir mein eigenes Gedankengebäude zurechtzimmerne, bevor ich erkannte – und dass ich dann nicht mehr für die Wirklichkeit offen war. Und diese Sorge war bei mir sicher nicht ganz unberechtigt.

### **Halle der Wahrheit**

Wir schritten durch einen langen Korridor an unzähligen Türen vorbei.

„Denke nicht, dass es einen ganz bestimmten Weg durch das Schloss gibt“, erklärte mein Begleiter, „es gibt unzählige Wege und Möglichkeiten. Jeder Mensch hat seine eigene Weise, die Stationen aufzusuchen. Bei manchen geht es schneller, bei anderen dauert es länger. Manchmal ist die Rückkehr zu einer Station nötig, die schon einmal besucht wurde. Jeder so, wie er es braucht, man hat ja Zeit.“ Er schmunzelte.

Wir betraten eine Halle, deren Wände bis zur Decke mit Bücherregalen bestückt waren.

„Hier ist wohl die Bibliothek“, stellte ich fest.

„Das ist die Halle der Wahrheit“, korrigierte mich mein Begleiter.

„Dann sind diese Bücher alles Gesetzeswerke?“, fragte ich.

Mein Begleiter schüttelte den Kopf: „Nein, im Gegenteil. Das sind alles Bücher, die für den Menschen sprechen. Hier geht es nicht darum, jedem die Schuld seines Lebens nachzuweisen, um ihn zu überführen, sondern wir wollen hier die ganz spezielle Wahrheit für diesen Menschen herausfinden.“

Ich blickte ihn verständnislos an.

„Wir suchen nicht nach der objektiven, für alle gültigen Wahrheit, sondern die, die für diesen Menschen gilt, die ihn erklärt und entlastet: Warum ist er so geworden? Was hat ihn geprägt? Was wurde für ihn wichtig? Warum konnte er nur so handeln und nicht anders? Es gibt hier kein Richtig und kein Falsch, sondern nur ein Verstehen. Wir wollen den Menschen aus sich selbst heraus begreifen, herausfinden, wer er in seinem Innersten ist.“

„Und was geschieht, wenn Ihr das herausgefunden habt?“

„Wir helfen jedem Menschen, sich selbst anzunehmen, wie er ist. Es hilft ja nichts, wenn er sein eigener Feind ist, sich ablehnt und verurteilt. Jeder Mensch soll die Wahrheit seines Lebens erkennen, verstehen und akzeptieren können. Nur dann kann die Ruhe einkehren, die für die Ewigkeit nötig ist.“

„Und wenn ihm das nicht gelingt? Wenn es keine schlüssigen Antworten auf die vielen Fragen dieses Menschenlebens gibt?“, wollte ich wissen.

„Auch dann ist es wichtig, dass dieser Mensch Verantwortung für sein Leben übernimmt. Er soll sich nicht als Opfer seiner Umstände oder Produkt seiner Erziehung oder als Verlierer sehen. Er nimmt sein Leben in seine eigene Hand. Denn kein Mensch kann etwas für die Umstände seines Lebens – aber er jeder ist dafür verantwortlich, was er daraus macht.“ „Du musst nicht verstehen, sondern sehen“, lachte er, als er meinen verständnislosen Blick bemerkte.

Wir traten in einen Raum, der mit vielen Leinwänden ausgestattet war. Vor jeder stand ein Stuhl.

„Wir betrachten mit jedem Menschen ausgiebig dessen Leben. Jede Szene wird so oft wiederholt, bis es verständlich wird, was geschehen ist.“

„Und Ihr fragt dann danach, was anders hätte laufen müssen?“

„Nein, diese Frage stellen wir nicht, sie ist müßig. Was gewesen ist, ist so gewesen. Sich zu überlegen, was besser gewesen wäre, stürzt den Menschen nur in Selbstvorwürfe und

Depression. So wie es war, war es die damals bestmögliche Weise, es gab keine Alternativen. Wir überlegen allenfalls, warum dieser Mensch so gehandelt hat, was seine Motive waren, seine inneren Beweggründe. Denn wir wollen ihn verstehen. Wir wollen ihm nicht zeigen, was er hätte besser machen können. Sein Leben ist ja nicht mehr veränderbar. Hier zieht sein Leben an ihm vorbei, wie es wirklich war. Nun gibt es keine Ausflüchte mehr. Wir schauen uns alles genau an. – Du kannst hier Platz nehmen.“

Ich setzte mich auf einen Stuhl vor einer Leinwand. „Nun denke an eine Situation, zu der du Fragen hast.“

Ich überlegte: Im Sommer wurde mir in einer Ferienwohnung Geld gestohlen. Das hatte mich sehr beschäftigt und den Urlaub verdorben. Immer wieder hatte ich mich gefragt, warum mir so übel mitgespielt wurde. Während ich mir diese Situation vor Augen führte, sah ich Bilder auf der Projektionsfläche. Es war die Ferienwohnung. Ein Mann betrat sie, schaute sich kurz um, entdeckte meinen Rucksack und entnahm mein Portemonnaie. Das hatte nur einen kurzen Augenblick gedauert. Dann verließ er den Raum. Diese Szene wiederholte sich ein paarmal.

„Du siehst das nicht, um nun den Mann anklagen zu können, sondern um zu verstehen“, erklärte mein Begleiter.

Dann sah ich den Mann in einem anderen Raum. Er zählte mein Geld (es waren meine gesamten Ersparnisse für den Urlaub). Er schien gehetzt, schaute sich um, wo er alles verstecken könnte, wandte sich ab und floh. In mir stieg eine große Wut auf. Ich fühlte mich ohnmächtig und ausgeliefert.

„Du sollst nicht verurteilen, sondern vergeben“, besänftigte mich mein Begleiter, „sonst bist du ein Opfer der Willkür anderer. Wenn du vergibst, haben die Umstände keine Macht mehr über dich, du bist frei.“

Ich war noch nicht so weit, dass ich vergeben konnte. „Warum konnte der Dieb das Geld stehlen und mir den verdienten Urlaub verderben?“, fragte ich. „Konnte mich Gott nicht vor diesem Diebstahl bewahren?“

„Weißt du nicht, was in der Bibel steht? Du sollst dir Schätze im Himmel sammeln, nicht auf Erden. Im Himmel sind sie sicher, auf Erden nicht. Du sollst dein Herz nicht an irdische Werte hängen.“ Ich schwieg beschämt. „Du musst nicht beschämt sein. Aber du sollst die Wahrheit erkennen, die dich frei macht – frei von allem, was dich bestimmen möchte“, beruhigte mich der weise Mann. „Außerdem“, fuhr er eindringlich fort, „nichts Materielles gehört dir wirklich. Du kannst nur das in die Ewigkeit mitnehmen, was du bist - nicht das, was du dir erworben hast. Es ist gut, wenn du gelernt hast loszulassen. Übernimm die Verantwortung für deinen Besitz und gib ihn her, bevor ihn dir andere wegnehmen. Du bist für das zuständig, was du zu deinem Eigentum machst: Hänge dein Herz nicht an Gold, Geld oder andere Dinge, die vergänglich sind.“

Dann sah ich eine andere Szene: Vor Jahren war ich in einen Autounfall verwickelt gewesen. Ich hatte mit aller Kraft dafür gekämpft, dass ich unschuldig war. Zuletzt hatte ich recht bekommen, die Unfallgegnerin musste den ganzen Schaden begleichen.

Ich sah nun, wie ich in meinem Fahrzeug saß und, ohne nach hinten zu schauen, die Fahrertür öffnete. In diesem Augenblick krachte das andere Auto in meine Tür. Eine Frau stieg aus, zitternd und schockiert. Ich schrie sie an. Dabei zeigte die mehrmalige Wiederholung diese Szene sehr genau, dass ich für einen Augenblick unachtsam gewesen war. Ich war schuldig an diesem Unfall. Und als ich dann sah, wie ich für mein vermeintliches Recht kämpfte und viele Argumente und Beweise präsentierte, die für mich sprachen, wurde mir klar, dass nicht alles der Wahrheit entsprach. Ich wollte es so sehen! Als mir das bewusst

wurde, war ich über mein Verhalten tief bestürzt.

„Was du für deine Wahrheit hältst, muss nicht stimmen. Du hast deine bestimmte Sichtweise, weil du festgelegte Interessen hast. Hier geht es darum herauszufinden, was hinter deiner Wahrheit liegt: das Bedürfnis zu siegen, die Angst vor einer Niederlage, das Bedürfnis nach Rache – oder einfach Existenzangst?“, bemerkte mein Begleiter leise. In meinem Fall war es von allem etwas gewesen.

Und eine dritte Szene sah ich: Ich hatte durch die Bankenkrise einiges an Geld verloren. Ich war verzweifelt, da ich dachte, ich hätte dieses Geld klug angelegt und damit ein Polster für Notzeiten. Seither war ich verbittert und misstrauisch geworden. Nun sah ich den Moment des Verlustes und konnte ihn vor dem ganzen Hintergrund meines Lebens betrachten.

„War das wirklich so schlimm?“, fragte mich mein Begleiter eindringlich, „hat dir das Geld je gefehlt?“ Ich schüttelte stumm den Kopf. „Der Verlust deines Geldes, kleine und große Schicksalsschläge, das sind alles Mittel, damit du dich aufmachst deiner himmlischen Berufung entgegen. Du siehst, was wirklich wichtig ist.“ Mir wurde bewusst, dass ich tatsächlich durch diesen Verlust nur noch mehr darauf angewiesen war, Gott zu vertrauen, mein Leben in seine Hände zu legen und von ihm alles zu erwarten – mich nicht auf meine eigenen Rücklagen zu verlassen. Das hatte mein Vertrauen gestärkt und mir geholfen, gelassener zu werden.

„So stellen wir hier fest, dass es noch eine andere Wahrheit gibt als die vordergründige. Aus Bösem kann Gutes werden. Was geschehen ist, hat eine Bedeutung. Das Blatt kann sich wenden, und das was war, erscheint in einem anderen, helleren und freundlicheren Licht. Diese Wahrheit gilt es aufzuspüren, denn sie hilft dem Menschen, Ja zu sich zu sagen und sein Leben zu akzeptieren, wie es geworden ist“, sagte mein Begleiter, dann forderte er mich zum Aufstehen auf: „Komm, hier gibt es noch mehr.“

Wir betraten von der Halle der Wahrheit aus einen Raum, der wie ein vollgestopftes Archiv aussah, mit vielen Ordnern, Karteikästen, Akten und Schachteln.

Mein Begleiter erklärte: „Das ist der Raum der nicht beantworteten Fragen, sie werden hier aufgehoben. Denn vielleicht findet sich doch irgendwann einmal eine Erklärung. Aber nicht alles bekommt seine Antwort, manches bleibt selbst in der Ewigkeit ein Rätsel, auf das nur Gott die Antwort kennt. Irgendwann wird Gott hierherkommen und alles erklären – aus seiner Sicht. Ich kann mir vorstellen, dass wir staunen werden, wenn wir die letztgültige Antwort auf unsere vielen ungeklärten Fragen kennen. Im Augenblick wird alles sorgfältig archiviert und für diesen Moment aufbewahrt.“

In einer Ecke dieses Raumes sah ich einen riesigen Trichter, der in ein großes Gefäß mündete, indem sich offensichtlich ein Rotor bewegte. Fragend blickte ich meinen Begleiter an.

„Das ist der Ort für die vielen überflüssigen Worte, die gesprochen werden. Was gesagt wurde, lässt sich nicht mehr aus der Welt schaffen. Alle geschaffenen Wesen brauchen die Sprache und leiden an ihr. Wer hätte sich nicht schon gewünscht, er hätte etwas nie gesagt? Die Worte sind im Raum, sie bleiben in der Zeit, sie können nicht mehr zurückgenommen werden. Aber hier werden sie entsorgt. Aus den vielen überflüssigen Worten wird Stille. Sie werden zerkleinert und so lange in ihre Bestandteile aufgelöst, bis nur noch ein kleiner Kern übrig bleibt. Das sind die Gefühle, die hinter diesen Worten standen: Enttäuschung, Wut, Sprachlosigkeit, Trauer. Diese rudimentären Reste, die eigentliche Motivation für die vielen unnötigen Worte, werden zum Humus für die Stille. Es bleibt nichts davon übrig.“

Das klang beruhigend. Ich dachte an die vielen Worte, die ich schon gesagt oder geschrieben

hatte. Viele waren nur Hall, bedeutungslos, leer gewesen. Es wäre besser gewesen, ich hätte geschwiegen. Nun wusste ich, dass auch diese Worte im Schweigen mündeten.

„Auch alle vorschnellen Antworten werden auf diese Weise vernichtet, sie werden hier gereinigt und entsorgt, damit die Ewigkeit frei von ihnen ist und es Platz für die wichtigen, echten und wirklichen Aussagen, für das Wesentliche gibt.“

Ich fragte mich, wie oft ich schon unnötigerweise oder zu rasch etwas gesagt oder geantwortet hatte. Manches fiel mir in diesem Augenblick ein und es war mir peinlich: Ich wollte nur um keine Antwort verlegen sein. Aber ob alles wahr war? Ich hatte mich manchmal um Kopf und Kragen geredet und auch gewonnen. Aber viele Worte waren doch nur Blasen gewesen. Ich hatte mich hinter Worten versteckt, viel geredet, um nicht zu zeigen, dass ich nichts zu sagen hatte. Und dabei hatte ich mit meinem Gerede das zugetextet, was eigentlich zur Sprache hätte kommen sollen. Den leisen Nachhall der guten Worte Gottes, einmal zu Beginn der Schöpfung gesagt: „Siehe, es war sehr gut!“, hatte ich mit Unwichtigem und Unwesentlichem zerredet – nur um selbst zu Wort zu kommen. Dabei wären die Worte Gottes weit bedeutsamer gewesen als meine eigenen.

Am liebsten wäre ich noch länger in diesem Raum geblieben, aber mein Begleiter forderte mich auf weiterzugehen: „Bleib nicht bei dem stehen, was war, verliere dich nicht im Selbstmitleid. Was war, ist vorbei. Hier geht es um einen neuen Anfang. Du darfst zurücklassen, was gewesen ist.“

### **Saal des Schicksals**

Wir kamen durch einen langen Gang, an dessen Seiten gläserne Vitrinen standen. Sie waren mit allerhand unfertigen, rudimentären Gegenständen bestückt. Es war nicht ersichtlich, was diese Teile darstellen sollten – und doch wurden sie hier sichtbar präsentiert und ausgestellt, bekamen einen Platz und wohl auch gebührende Aufmerksamkeit.

„Das hier sind alles nicht getroffene Entscheidungen“, erklärte mir mein Begleiter, „aus ihnen hätte etwas Gutes werden sollen, aber es blieb bei den Vorsätzen. Hinter all den Dingen, die du hier siehst, steckt ein positiver Impuls, ein fester Wille, ein bedeutsames Vorhaben – aber dabei blieb es. Der gute Ansatz blieb im Keim stecken, die nötige Entscheidung wurde nicht getroffen, der Entschluss fand keine Umsetzung. Wenn du so willst: Das sind alles Embryonen, die sich nicht weiterentwickeln konnten.“

„Gibt es für sie keinen Brutkasten? Können sie nicht wiederbelebt und weiterentwickelt werden?“, fragte ich naiv.

„Nein, das weißt du doch“, mein Begleiter klang etwas ungeduldig, „die Chancen, die in der Zeit nicht genutzt werden, können auch in der Ewigkeit nicht aufgegriffen werden, sie bleiben rudimentär. Wir bewahren das Gute in ihnen, deshalb heben wir sie auf. Das Gute in diesen nicht getroffenen Entscheidungen ist das Material für Neues, für andere Möglichkeiten, sie sind die Keimlinge für eine bessere Zukunft. Die guten Motive eines Menschen sind für uns wichtiger als das, was er letztlich erreicht hat. Wir stärken diese Motive, wir verstärken das Gute, damit es durchkommt und aufwächst, es steht den Menschen hier in der Ewigkeit zur Verfügung und hilft ihnen bei dem Prozess der Vollendung. Sie zeigen, was eigentlich Gutes in ihnen steckte und wer sie in Wirklichkeit sind – oder hätten sein können.“

„Aber was ist mit dem, was nicht gut ist? Was geschieht mit den schlechten Motiven? Bedeutet eine nicht getroffene Entscheidung nicht auch Versagen? Sprecht ihr die Menschen niemals schuldig?“

Viele Fragen tauchten urplötzlich in mir auf. „Kann vielleicht der Mensch gar nichts dafür,

weil es sein Schicksal ist?“

„Eins nach dem anderen“, bremste mich mein Begleiter.

„Du weißt doch: Es gibt kein Schicksal. Der Mensch hat es selbst in der Hand, was er aus seinem Leben macht. Er ist keinen Mächten passiv ausgeliefert. Deshalb kann er natürlich auch scheitern und schuldig werden. Er muss die Verantwortung für sich selbst und sein Leben übernehmen. Solange er sich nur als Opfer anderer sieht und sich über das beklagt, was ihm widerfährt, hat er noch nicht erkannt, dass er auch schuldig wird, wenn er nichts tut. Komm, sieh selbst.“

Wir traten in einen Raum mit vielen abgeschlossenen Nischen.

„Was soll das?“, fragte ich erstaunt, „sind das lauter Separees?“

„Das ist vielleicht der leidvollste Raum in unserem Schloss“, entgegnete mein Begleiter, ohne auf meine anzügliche Frage einzugehen, „hier geht es um die Schuld. Das hier sind so etwas ähnliches wie Beichtstühle – nur bequemer.“ Er zeigte auf die Nischen.

„Es ist notwendig, dass jeder auf dem Weg zur Ewigkeit erkennt, wo er schuldig geworden ist. Er kann mit der Last seiner Schuld nicht in die Ewigkeit kommen. Eine Ewigkeit mit seinem Versagen und seinen Verfehlungen verbringen zu müssen, entspricht mehr der Hölle als dem Himmel.“

„Aber was ist, wenn jemand seine Schuld nicht erkennen will – oder nicht erkennen kann?“, wollte ich wissen.

„Es gehört zur Mündigkeit und damit zur Reife eines Menschen, dass er bereit ist, sich seiner Schuld zu stellen, dass er sich nicht aus der Verantwortung stiehlt, anderen die Schuld zuschiebt oder sein Versagen einfach ignoriert. Wir nehmen den Menschen ernst. Wir verurteilen ihn nicht, aber wir konfrontieren ihn mit dem, was er getan hat. Wir weisen beharrlich auf seine Verantwortung hin und lassen nicht locker, bis dieser Mensch bereit ist, die Verantwortung für das zu übernehmen, was er getan hat.“

„Das stelle ich mir gar nicht einfach vor, es kann lange dauern, bis ein Mensch bereit ist, sich selbst zu begegnen und etwas zuzugeben, was ihm peinlich oder unangenehm ist.“ Mir waren selbst schon tausend Ausflüchte eingefallen und meistens bin ich auch heute um eine Ausrede nicht verlegen.

„Wir haben hier unsere Spezialisten für diese Arbeit. Beharrlich bleiben sie an den wunden Punkten, sie zeigen Zusammenhänge auf, weisen auf Konsequenzen hin und lassen keine Ausflüchte gelten. So lange, bis der Mensch überführt ist, seine Schuld erkennt und bekennt.“

„Was ist, wenn er seine Schuld erkennt, sie aber nicht bereut?“, fragte ich meinen Begleiter.

„Das spielt für uns keine Rolle. Reue kann später kommen. Zunächst ist es wichtig, dass sich der Mensch zu dem stellt, was er getan hat, und sich selbst nicht mehr davonläuft.“

„Was passiert dann mit seiner Schuld?“

„Wir packen die Schuld in diese Kästchen hier“, er deutete auf einen Stapel kleiner Holzkisten, die mit einem Deckel und einem Schloss versehen waren.

„Passt da die ganze Schuld eines Menschen hinein?“ Die Kistchen kamen mir zu klein vor, wenn ich daran dachte, was manche Menschen auf dem Kerbholz hatten.

„Nicht die Größe der Schuld ist wichtig, sondern die Schwere. Manche Kistchen sind in der Tat ganz schön schwer.“ Er sah mich an, dann fuhr er fort:

„Die Kistchen werden verschlossen und versiegelt und zu Gott gebracht. Gott kümmert sich um den Inhalt, nicht wir. Wenn der Mensch in der Ewigkeit angekommen ist und vor Gott tritt, dann sind die Kistchen bereits dort. Nun werden sie in der Gegenwart Gottes wieder geöffnet und Gott entscheidet, was mit dem Inhalt geschieht. Er ist der Richter über die

Schuld.“ Das klang sehr ernst und konsequent. „Jetzt kann der Mensch zeigen, ob er bereit, was er getan hat. Er kann um Verzeihung bitten oder Gründe aufführen, die zu seiner Entlastung dienen. Aber besser noch ist es, wenn er Jesus als seinen Fürsprecher zur Seite hat. Wenn Jesus die Schuld auf sich nimmt, ist der Mensch frei und kann ungehindert die Ewigkeit betreten.“ Und nach einer kurzen Pause fügte er sehr bestimmt hinzu: „In allem hat Gott das letzte Wort, in allem.“

Mir kamen einige Menschen ins Bewusstsein, die mich in letzter Zeit sehr beschäftigt hatten: „Aber, mein Herr, es gibt doch Menschen, die wirklich ein schweres Schicksal haben. Sie können nichts für das Leid, das ihnen zugefügt wird. Sie erfahren Krankheit und Not, Beeinträchtigungen, Armut, Schmerzen, Verluste und noch vieles mehr. Was passiert mit diesen Menschen? Sie sind doch nicht verantwortlich für das, was ihnen zugefügt wird?“ Diese Menschen taten mir leid.

„Schau, hier ist der Ort des Leidens.“ Mein Begleiter führte mich durch ein Tor aus dem Raum der Schuld in einen wunderschönen Garten. „Hier ist der Ort, an dem die Menschen ihrem Leid begegnen können. Glaube mir, hier werden viele Tränen geweint. Hier ist gleichzeitig der Ort der Heilung: Jeder darf hier ausführlich von dem berichten, was ihm angetan wurde. Er kann, solange es für ihn nötig ist, erzählen und über sein Leid weinen, bis die Tränen versiegen. Wir halten alles Schlimme, was dieser Mensch erlitten hat, mit ihm gemeinsam aus. Wir tragen es mit. Ganz behutsam gehen wir mit ihm in die traumatischen Erlebnisse seines Lebens. Unser Ziel ist nicht die Begegnung mit dem Verursacher des Elends, das würde das Leid nur noch vergrößern, sondern wir beleben die Erinnerung. Wir lockern dabei die schlimmen Erlebnisse und lösen die Verknüpfungen mit dem Leben. Stück um Stück gelingt es uns so, das Leben von den Fesseln des Leids zu befreien, indem wir die tragischen Geschichten losgelöst von der Person betrachten. Gleichzeitig wird das Gute aufgebaut und gestärkt und neben die schlimmen Erfahrungen gestellt. Beständig wiederholen wir: Du bist gut, du bist geborgen, du bist sicher, du bist nicht schuld. Wir geben Bestätigung, Akzeptanz und Frieden.“

Ich wünschte mir fast, das alles würde zu mir gesagt und ich könnte diese umfassende Bestätigung bekommen.

„Wir haben hier Spezialisten, die sehr gut mit jeglicher Art von Leid umgehen können. Wenn alles ausgesprochen wurde und die Tränen versiegen, dann blasen sie mit ihrem warmen Atem Luft aus der Ewigkeit auf die schmerzhaften Wunden. Sie tun das sehr beharrlich und nach einiger Zeit beginnt das Leid zu schrumpfen. Wenn es so klein wie ein Samenkorn geworden ist – und das kann wirklich sehr lange dauern, bei der großen Menge des Leids, das Menschen erdulden müssen –, nehmen wir das Samenkörnchen und pflanzen es ein. Schau hier!“ Mein Begleiter wies auf den Garten mit seinen üppigen, bunten und herrlichen Blumen. „Diese ganze Pracht ist aus dem Leid der Menschen geworden. Die Samenkörner des Leidens wurden eingepflanzt, der Boden wurde mit Tränen begossen und nun ist etwas Neues, Schönes daraus entstanden.“ Ich staunte über diese Fülle und Pracht. Es war hier gar nichts mehr von Schmerz und Leid zu erkennen.

„Herr, warum sehe ich eigentlich keinen Menschen hier in Eurem Schloss? Es scheint alles unbewohnt zu sein.“ Die Tatsache, dass mein Begleiter zwar von Menschen sprach, die hier wichtige Erfahrungen machten, ich aber niemanden sah, wurde mir erst jetzt bewusst. „Du kannst niemanden sehen, obwohl hier viele Menschen sind, jetzt gerade während wir hier stehen. Erst wenn du gestorben bist und tatsächlich zur Ewigkeit gehörst, wirst du selbst sehen können. Im Augenblick kannst du nichts sehen, weil du noch zur Zeit gehörst und

deine Augen die Ewigkeit nicht wahrnehmen können. Du musst dich auf das verlassen, was ich dir sage.“

„Und wenn ich die Brille des Glaubens aufsetze würde?“, fragte ich und griff nach der Brille in meiner Tasche. „Das würde dir nichts nützen. Hier bedeutet glauben, nicht zu sehen und es doch für wahr zu halten. Du musst mir vertrauen. Einmal wirst du schauen, was du geglaubt hast, aber noch nicht jetzt. Du wirst dann erkennen, dass alles zutrifft und ich dich nicht getäuscht habe.“

„Aber wieso konnte ich die Menschen in der Stadt erkennen?“

„Weil sie noch mehr zur Zeit gehören als diese Menschen hier, so wie du auch. Weil sie dir entsprechen, kannst du sie wahrnehmen. Du siehst nur deinesgleichen. Komm, wir gehen weiter.“ Er führte mich durch einen Torbogen, der über und über mit schönsten Rosen bewachsen war, in ein großes Gartenhaus. Innen sah es aus wie ein Atelier. Es standen viele Monumente und Denkmäler herum, manche waren fertig, andere noch in Arbeit.

„Du siehst hier, wie das Schicksal eines Menschen verändert werden kann. Wenn ein Mensch hier von seinem Leid erzählt, beginnen unsere Bildhauer ihre Arbeit. Sie hören zu, und während sie hören, behauen sie einen Stein und verwandeln so das schwere Schicksal eines Menschen in etwas ganz anderes. Sie geben dem Leid einen Sinn, und sie sind große Künstler darin, das Besondere im Schicksal eines Menschen herauszuarbeiten. Sie achten auf die kleinen Nuancen, sie entdecken das Glück im Unglück, sie finden heraus, zu was das Leid dient. Sie verkehren das Leid in Freude. So wird aus jedem schweren Schicksal ein sinnvolles, schönes Kunstwerk. Schau dir alles gut an!“ Er ging mit mir durch das Atelier wie durch eine wunderbare Ausstellung schöner Skulpturen. Ich sah zum Beispiel eine wunderbare marmorne Schale, bereit, kostbare Früchte aufzunehmen. Ich betrachtete einen schön gestalteten Brunnen, bewunderte eine schlanke, grazile Säule und staunte über einen wuchtigen Baumstamm, der stark und kräftig wirkte. Und dort in der Ecke lagen Teile für ein sicheres Fundament.

„Das alles ist aus schwerem Leid geworden“, sagte mein Begleiter mit fröhlicher Stimme.

„Nichts muss so bleiben, wie es ist, alles hat seine Bedeutung und seinen Wert. Das Schicksal ist veränderlich. Es kommt darauf an, wie wir es sehen und was wir daraus machen. In allem Schweren steckt mehr, als wir denken.“ Und mit einem Lachen wies er auf eine kleine steinerne Figur hin, die eine Tänzerin darstellte, so leicht und so beweglich, dass man denken könnte, sie wäre lebendig.

### **Im Gefängnis**

Ich war angefüllt mit allem, was ich gesehen hatte. Aber trotzdem war in meinem Herzen noch der Widerhaken des Zweifels:

„Ginge die Veränderung des Menschen nicht leichter und schneller, wenn Gott eingreifen würde? Gott ist gut und er bewirkt Gutes. Könnte er nicht in einem Augenblick dafür sorgen, dass die Menschen heil werden?“

Mein Begleiter schüttelte missbilligend den Kopf: „Warum ist Gott nur dann gut, wenn er tut, was du willst oder für gut empfindest? Ist er nicht mehr gut, wenn er nicht alle deine Wünsche erfüllt und dich enttäuscht, weil du dir sein Wirken anders vorgestellt hast? Gott ist immer gut, er tut, was er will, und das ist richtig, auch wenn es nicht deinen Vorstellungen von gut entspricht. Gott geht manchmal sehr schwierige Wege mit den Menschen und mutet ihnen vieles zu – damit es ihnen zum Guten dienen kann.“ Er besann sich.

„Aber du kannst sicher sein, letztlich geht die Geschichte für den Menschen gut aus – wenn er Gott machen lässt. In der Ewigkeit wird zwar die Biografie eines Menschen nicht geändert, aber geheilt. Auf das Ende kommt es an. In der Ewigkeit findet alles seine letzte und

endgültige Form. Und die ist gut und passend – für jeden einzelnen Menschen.“ Wieder machte er eine Pause, als müsste er überlegen, wie er weiter vorgehen sollte.

„Ich glaube, ich muss dir auch die Räume der Reinigung zeigen, auch wenn sie dir nicht gefallen werden. Bei allem, was du siehst, vergiss nicht: Die Räume der Reinigung sind Räume der Befreiung. Komm!“

Wir betraten einen der Türme des Schlosses. Während ich dachte, dass wir nun hinaufsteigen würden, wandte sich mein Begleiter treppab. Die Wendeltreppe war eng, mein Begleiter ging voran. Seine Stimme bekam durch den Hall einen dumpfen Klang: „In der Ewigkeit verklärt sich nicht dein Leben, indem über alles Schlimme ein süßer Schein gebreitet wird. Du lernst, das anzunehmen, was nicht gut war, es verändert sich deine Einstellung zu deinem Leben. Heilung bedeutet hier nicht, dass alles gut wird. Aber du findest den tieferen Sinn von dem heraus, was dir geschehen ist.“ Wir waren bei einem Treppenabsatz angekommen und machten einen kurzen Halt. Mein Begleiter sprach weiter: „Hier ist nicht der Ort, wo alles komplett wird, ganz und vollständig. Ewigkeit bedeutet nicht Perfektion, das wäre langweilig. Aber hier bekommen die Bruchstücke deines Lebens ihren Platz und ihre Bedeutung. Sie sind keine Trümmer mehr, sondern Teile deines Lebens. Aus den Trümmern deines Lebens baut Gott seinen Tempel. Wir erkennen hier, wie bedeutsam unsere Trümmerstücke für Gottes ewiges Reich sind.“

Wir waren nun unten angekommen. Wie überall in Kellern roch es auch in diesem Schloss muffig und modrig. Ein paar Kerzen, die in Abständen auf Mauerabsätzen standen, erhellten die Düsternis. Wir standen in einem niedrigen, engen Gang. Ich musste mich anstrengen, um die Panik zu unterdrücken, die Platzangst bei mir hervorruft. „Was wollt Ihr hier mit mir, Herr?“, rief ich angstvoll, „sind wir nicht im Haus der Ewigkeit? Jetzt habe ich eher das Gefühl von Bedrängnis.“

„Sei ohne Angst“, beruhigte mich mein Begleiter, „es wird dir nichts geschehen. Es geht hier um Befreiung, auch von dir selbst und von deiner Angst.“

Er führte mich durch den Gang, ich folgte ihm vorsichtig, langsam und ohne Eifer. Dann blieb er stehen.

„Hier ist der Ort der Finsternis. Manchmal müssen wir Menschen hierherbringen. Sie brauchen die Dunkelheit, um das Licht zu sehen, das sie umgibt. Hier wird die Sehnsucht nach dem Licht geweckt, damit die Suche nach dem beginnt, was das Leben hell macht. Zeiten von Dunkelheit sind Zeiten des Lernens, die Sehnsucht führt zum Finden. Die Sehnsucht zeigt dem Menschen, dass ihm etwas fehlt, und er setzt alles daran, um herauszufinden, was es ist. Die dunkle Nacht um ihn lässt das innere Licht nur umso heller strahlen. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als hier im Dunkeln das festzuhalten, was er als winzigen Strohalm der Hoffnung in sich trägt. Die Dunkelheit aktiviert alle Kräfte, um sehen zu können, wenn es nichts zu sehen gibt. Aber dann beginnt das innere Sehen, und der Mensch erkennt in sich das, was er außerhalb von sich vermisst hat: das Licht.“

Mich schauerte, ich kam mir in dieser Gruft verloren vor, obwohl mein Begleiter nahe war. Ich fühlte mich einsam. Ich spürte die dunkle Nacht der Verlassenheit. Um mich nicht in der Dunkelheit zu verlieren, erinnerte ich mich an schöne Zeiten meines Lebens. Auf einmal waren sie ganz real gegenwärtig.

„Du siehst“, sagte mein Begleiter, „glückliche Momente sind Proviant für schwierige Zeiten. Sie lassen das Dunkel im hellen Licht erstrahlen. Es ist nicht so, dass das Dunkle das Helle verschluckt, sondern umgekehrt, in schwierigen Zeiten strahlen die glücklichen Momente heller.“

Es war eigenartig: Wir standen hier am Ort der Finsternis im Schloss der Vollendung und mein Begleiter redete über das Licht. Er schien die Dunkelheit überhaupt nicht wahrzunehmen, und offensichtlich war es ihm auch egal, dass ich Mühe hatte, mit dieser Situation umzugehen. Ich war krampfhaft bemüht, mich selbst zu stabilisieren, um das innere Gleichgewicht nicht zu verlieren. Unbekümmert fuhr er in seinem Monolog fort: „Die Sehnsucht nach Gott schafft Licht. Wo die Sehnsucht erlischt, wird es ganz dunkel. Wer sich zu sehr der Nacht zuwendet, sieht das Licht nicht mehr. Wie können wir die kleinen Funken sehen und alles tun, damit sie zum großen Feuer werden? Nur in dem wir uns selbst loslassen und von den eigenen Bedürfnissen frei werden. Es gibt Menschen, die leuchten, sie sind Lichter in der Dunkelheit.“ Hatte er das zu mir gesagt oder hielt er der Dunkelheit eine Predigt? Oder erinnerte er sich an etwas aus seinem eigenen früheren Leben?

Nun wandte sich mein Begleiter wieder mir zu – ich konnte im flackernden Licht der Kerzen seine blitzenden Augen erkennen – und sagte, als würde er aus tiefen Gedanken erwachen, sehr eindringlich zu mir:

„Es ist gut, wenn dir Gott immer wieder einen Teil deiner Umgebung im Nebel verhüllt oder verdunkelt. Es wäre zu viel für dich, was du sonst alles sehen und wahrnehmen müsstest. Du wärst viel zu sehr mit dir selbst beschäftigt. Wenn du nichts mehr siehst, dann bist du ganz auf Gott verwiesen.“

Plötzlich ertönten fruchtbare Schreie, wie aus weiter Ferne. In der Dunkelheit hallten sie bedrohlich. Mich schauerte. „Mein Herr, was ist das?“, fragte ich zitternd.

„Das sind die Schreie der Menschen, die gerettet werden wollen und sich trotzdem dagegen wehren. Es ist das Klagen der bedrängten Kreatur zu allen Zeiten und von allen Orten. Wir hören sie hier im Schloss. Sie erinnern uns an das Leid der Menschen, die verloren gehen.“ Auch seine Stimme zitterte.

„Wer diese Schreie in seiner Dunkelheit hört, wird sich bewusst, dass nicht nur er die Finsternis empfindet. Er wird an das Leid vieler Menschen erinnert. Das ist gut, denn dann schaut der Mensch weg von sich und kreist nicht nur um sich selbst und seine eigene Bedürftigkeit. Wenn der Mensch erkennt, dass sein kleines Leid nur ein Teil des umfassenden, riesengroßen Leids der ganzen Welt ist, weiß er, dass es nicht nur ihm so geht. Viele leiden wie er und suchen nach dem Licht. Er ist nicht allein.“

Dann vernahm ich ein ächzendes Stöhnen, das aus einer der Türen in jenem Gang drang.

„Was ist das? Sind hier noch andere Menschen?“, fragte ich betroffen.

„Ja, hier ist unser Verlies.“

Ich war für einen Moment sprachlos. Konnte es sein, dass sich im Schloss der Vollendung ein Gefängnis befand?

„Du wirst es nicht glauben, aber hier gibt es Gefangene.“ Er nahm eine Fackel aus der Wandhalterung und leuchtete in einen kleinen dunklen Raum, dessen Tür offen stand. Darin befand sich ein Mensch in einem erbärmlichen Zustand. Er kniete auf Stroh und rang seine Hände, jammerte und stöhnte.

„Schau ihn dir genau an“, forderte mich mein Begleiter auf, „ist er gefangen?“

Ich sah, dass der Gefangene nicht gebunden war, es gab keine Fesseln, keine Ketten, keinen Block, in dem er festgehalten wurde.

„Er denkt, dass er gebunden ist, aber das ist nicht wahr. Er hat sich selbst gebunden. Es sind die eigenen Festlegungen, innere Schwüre, Rachegeanken, Hass und Neid, die ihn festhalten. Er könnte jederzeit gehen, das Gefängnis verlassen. Er ist frei und weiß es nicht.“ Der arme Mensch dauerte mich. Ich schaute ihn an und wollte auf ihn zugehen, um ihn zu

berühren.

„Er sieht dich nicht. Er denkt, er sei allein hier. Er hat sich ganz in sein selbst erdachtes Los verloren. Nur Jesus kann ihn befreien und erlösen. Er kommt immer wieder hierher, um den Gefangenen im Gefängnis zu predigen. Immer wieder gelingt es ihm, einige Gefangene gefangen herauszuführen. Sie haben ihre eigenen Fesseln aufgegeben und sich an Jesus gebunden. Dadurch wurden sie frei. Dieser ist geblieben, er will seine Selbstbestimmtheit, er will sich nicht gefangen nehmen lassen, lieber bindet er sich selbst. Er erkennt seine wirkliche Lage nicht.“

Nun tat der arme Mensch mir noch mehr leid, und ich überlegte mir, wie ich ihn retten könnte. Es war mir dabei nicht bewusst, dass ich ein besserer Retter als Jesus sein wollte. Es war mein tiefes Mitgefühl, das helfen wollte. Aber ich erreichte den gefangenen Menschen nicht. Er hätte aufstehen können, nur einen kleinen Schritt tun, und er wäre frei gewesen. Das Gefängnis um ihn war wie eine dünne Schale, die er leicht hätte zerbrechen können, aber er blieb, und so war die dünne Schale für ihn wie ein dicker, unüberwindlicher Panzer. „Glaube mir, wir versuchen, das Gute im Menschen zu finden und zu erreichen. Du kannst dir sicher sein, dass wir alles unternehmen, was uns möglich ist, um die Menschen von sich selbst zu befreien. Wenn es uns trotz aller Bemühungen nicht gelingt, zeigen wir ihnen Jesus am Kreuz, die Liebe Gottes, die Mensch geworden ist. Reagiert seine Menschlichkeit, sein Mitgefühl immer noch nicht, ist ihm nicht zu helfen. Vorerst jedenfalls nicht. Er muss hierbleiben, bis er bereit ist, sich helfen zu lassen. Aber ich sage dir“, er sah mich eindringlich an, „Freiheit ist möglich. Jesus befreit den Menschen aus seiner Gebundenheit und Selbstverstrickung und löst ihn aus der Knechtschaft des Teufels, der ihm einredet, dass er in Ewigkeit ein Gefangener bleiben muss.“

„Gibt es hier keinen Ort der Ruhe? Ich bin müde“, sagte ich erschöpft. Ich hatte genug. Ich wollte heraus aus dieser Bedrängnis. Ich wollte mich lieber mit Gutem und Schöner beschäftigen.

„So komm, ich zeige dir einen Platz, wo du ausruhen kannst“, sagte mein Begleiter – und ich konnte trotz der Dunkelheit genau erkennen, dass er grinste. „Habe ich dich an deine Grenzen gebracht? Dann ist es wichtig, dass du jetzt noch ein paar Schritte weitergehst.“

### **Gemächer der Freude**

Wir stiegen die Wendeltreppe im Turm hinauf. Mein Begleiter machte erst halt, als wir ganz oben waren. Dort empfingen uns helle, luftige Gemächer mit großen Fenstern. Alle Räume waren miteinander verbunden, eine wahre Flucht unterschiedlichster Zimmer, kleinere und größere, jedes war anders möbliert, überall standen gemütliche Stühle, Sessel oder Sofas. „Hier kannst du dich ausruhen“, empfahl mir mein Begleiter. „Viele, die in die Ewigkeit kommen, brauchen zunächst Ruhe, sie müssen sich erholen von all ihren Werken, ihrer Hektik, dem Stress eines ganzen Lebens. Nun finden sie die ewige Sabbatruhe. Aber es ist nicht eine Ruhe des Endes, sondern eine Ruhe des Anfangs: Alles wird gut, aber alles beginnt neu. In der Ruhe vollenden sich seit dem Beginn der Schöpfung die Werke Gottes. In dieser Zeit des Nichtstuns wird vollkommen, was bisher nur bruchstückhaft war. Nun fügen sich die Teile zu einem Ganzen zusammen.“

Wir nahmen in einer gemütlichen Ecke Platz. Ich zog meine Schuhe aus und legte die Füße hoch. Wir schwiegen eine lange Zeit.

Ich war gerade dabei einzudösen, als mein Begleiter wieder anfang:

„Viele Menschen, wenn sie hierherkommen, benötigen zuerst sehr viel Schlaf. Es kann sein, dass sie in einen jahrlangen Schlummer verfallen – nach menschlicher Zeitrechnung. Es sieht

so aus, als müssten sie sehr viel Ruhe nachholen. Für andere Menschen ist die Ruhe bedrohlich. Sie kommen hier in der Ewigkeit an und wissen nichts mit ihr anzufangen. Sie werden ganz nervös und haben das Gefühl, dass ihnen etwas Entscheidendes fehlt. Auch dann bringen wir sie hierher. Sie müssen nun als erstes lernen, mit der Ruhe umzugehen, einfach nichts zu tun. Sie müssen die Angst loslassen, etwas zu versäumen, zu kurz zu kommen. Hier kommt ja niemand zu kurz! Aber das können sie sich zunächst nicht vorstellen. Es dauert oft lang, bis es ihnen gelingt, die Hektik und den Stress abzulegen. Sie müssen nun nicht mehr vorne dran sein, schneller als die anderen. Sie können sich zurücknehmen und zurücklehnen. Es ist alles getan! Jetzt dürfen sie den Frieden empfangen und damit auch ein tiefes Gefühl der Zufriedenheit.“

Zufriedenheit! Ich überlegte mir, wann ich je vollkommen zufrieden gewesen war. Immer gab es etwas, was nicht so war, wie ich es mir vorstellte.

Mein Begleiteter schien sich um meine Gedanken nicht zu kümmern. Ohne auf mich zu achten, fuhr er fort:

„Unser Ziel hier im Schloss ist, dass die Menschen zufrieden sind. Sie sollen glücklich sein. Das ist gar nicht so einfach, aber die beste Voraussetzung für die Ewigkeit. Zufriedenheit ist nicht das Endprodukt einer Satttheit, sondern die nötige Grundlage für Veränderung. Nur wer zufrieden ist, kann sich aufmachen, Neues zu entdecken, und nur wer die gegenwärtige Situation angenommen hat, kann sie verändern. Ohne Veränderung würde er seine Unzufriedenheit in die Ewigkeit mitnehmen und dort kein Glück finden.“

Glück! Was war Glück? Ich wusste gar nicht, was für mich Glück bedeutete und ob ich jemals glücklich gewesen war. Glück war etwas, was es gar nicht geben durfte, weil es einlullte – höchstens ganz punktuell, wenn mir etwas gelungen war und ich Erfolg hatte. Aber das Gefühl von Glück war immer sehr schnell wieder verflogen. Neue Arbeit wartete.

„Die Ewigkeit ist von einer großen Ruhe geprägt. Jeder hat ewig Zeit, denn sie vergeht nicht. Es gibt keine Zeit mehr. Darum gibt es auch nicht ständig etwas Neues, keine andauernden Veränderungen. Trotzdem gibt es keine Entmündigung oder Passivität. Das Alte beginnt ständig von Neuem, in vielen Variationen. Alles war schon einmal da, aber es wiederholt sich, als wäre es gerade erst entstanden.“ Danach wandte sich mein Begleiter direkt an mich:

„Du darfst aus allem auswählen, was dir entspricht, mit den Puzzleteilen deines Lebens spielen und sie endlich so zusammenlegen, dass sie deinem Bild entsprechen.“

„Was ist mein Bild? Ich weiß es nicht“, bemerkte ich resigniert.

„Das wird dir in der Ruhe deutlich. Du wirst es finden, wenn du nichts mehr suchst.“

Ich wäre gern noch länger hiergeblieben, aber mein Begleiter machte deutliche Anstalten weiterzugehen. Es blieb mir nichts anderes übrig. Ich zog meine Schuhe wieder an und folgte ihm.

Wir betraten einen vollkommen leeren Raum, indem nur einige einfache, eher unbequeme Stühle verstreut in der Gegend herumstanden.

„Das hier ist die Halle des Nichtwissens. Das wäre ein Raum für dich. Hier läuft es genau umgekehrt wie in einer Bibliothek. Hier füllst du nicht deinen Kopf mit Wissen, sondern leerst ihn aus. Alles, was dich ausfüllt, wirst du hier los.“ Er schaute mich interessiert an. „Es ist viel Unnötiges in dir.“

Wir hatten uns noch nicht lange in diesem Raum aufgehalten, als ich tatsächlich eine innere Leere spürte. Es kam mir vor, als würde ich entleert. Das wollte mir gar nicht gefallen, ich kam mir ohnmächtig und hilflos vor. Mein Wissen, meine Erkenntnisse und mein Gedankenreichtum gaben mir schließlich Überlegenheit und Sicherheit.

„Mein Herr, könnten wir nicht weitergehen?“, bat ich.

Mein Begleiter schmunzelte. „Du wirst es noch lernen, das Nichtwissen auszuhalten. Das wird nicht leicht sein. Du musst lernen zu warten, du brauchst Geduld – auch mit dir selbst. Erst wenn du ganz leer bist, kannst du ein Gefäß sein, das mit Wichtigem und Wesentlichem gefüllt wird. Im Augenblick bist du noch voll mit vielem anderen.“

Der nächste Raum, den wir betraten, war ein mit Licht durchfluteter Saal.

„Wir sind in der Halle des Lichts“, erklärte mein Begleiter.

Ich musste mich erst an die Helligkeit gewöhnen, das Licht blendete meine Augen. Es war so strahlend und klar, ohne irgendeine Eintrübung, kein Stäubchen tanzte in der Luft, keine Schliere von Verdunklung. Die Luft war Licht, durchsichtig und intensiv.

„Das Licht ist hier so klar, dass es den Menschen durchscheint, er wird wie durchsichtig. Alles Dunkle in ihm wird hell erleuchtet. Und unter dem Einfluss dieses klaren Lichtes werden selbst die dunkelsten Flecken hell.“

Ich schaute an mir hinab, konnte aber nichts erkennen.

„Das gilt nur für die, die zur Ewigkeit gehören. Bei dir ist es noch nicht so weit. Du musst noch ein Weilchen so mit dir auskommen, wie du bist.“ Wieder lächelte mein Begleiter. Aber dann wurde er ernst:

„Du wirfst noch Schatten, siehst du ihn?“ Ich sah hinter mich und erkannte, dass ich dem Licht im Weg stand und einen deutlichen Schattenriss an die Wand warf. Der Schatten hatte deutlichere und schärfere Konturen als ich selbst. Er wirkte übergroß und bedrohlich. Das war ich? Das war mein Schatten?

„Ja, er ist dein ständiger Begleiter“, bestätigte der weise Mann, „du musst dich mit ihm auseinandersetzen, du wirst ihn, solange du lebst, nicht los. Du kannst nur dafür sorgen, dass er kleiner wird, nicht mehr so ausgeprägt ist und bedrohlich wirkt.“

Ich wollte nicht meinen Schatten betrachten, sondern viel lieber ins Licht schauen, bis mir schwindelig wurde. „Komm, es genügt, sonst wird es zu viel und du wirst überheblich.“

Mein Begleiter nahm mich am Arm und schob mich zur Tür. Widerwillig folgte ich.

Der Saal, den wir nun betraten, war luftig und farbenfroh mit einer Fülle verspielter Dekorationen. Blumen standen in bauchigen Vasen auf kleinen Tischchen, gefüllte Obstschalen präsentierten ihren Inhalt, kleine Teller mit Konfekt luden zum Naschen ein.

„Darf ich?“, fragte ich höflich.

„Bitte sehr, gern. Du hast es verdient“, ermunterte mich mein Begleiter. „Wir sind nun im Saal des Lobens und der Freude. Hier wird die andere Seite in dir geweckt, die schöne Seite des Lebens, die Lockerheit, die Anmut, die Leichtigkeit des Seins.“

Tatsächlich, ich fühlte mich beschwingt und unbeschwert. Ein Gefühl, das sich nur selten zu mir verirrte. Am liebsten hätte ich getanzt.

„Erleg dir keinen Zwang auf“, mein Begleiter machte mir Mut, „leg die irdische Schwere ab, werde ganz leicht, schüttele alle Kompliziertheit aus dir heraus und schwebe.“

Das war nun etwas, was mir schwerfiel, war ich doch stolz auf alles, was mir Gewicht und Bedeutung gab. „Lass dich los!“, forderte mich mein Begleiter auf.

Und tatsächlich war mir mehr und mehr nach Tanzen zumute. Ich zog meine Schuhe aus, legte die Jacke ab und tanzte auf Socken zu einer Melodie, die in meinem Inneren angestimmt wurde, tanzte immer locker und kühner, tanzte alles Verkrampfte aus mir heraus, ich sprang, hüpfte und fühlte mich leicht wie noch nie. Nach einer langen Zeit hielt ich erschöpft inne.

„Das ist nur ein Vorgeschmack auf die Ewigkeit. Hier im Schloss lernst du tanzen, damit du es in der Ewigkeit kannst. Hier tanzt du dich frei und wirst ein anderer dabei.“ Er freute sich wie

ein Kind über den Reim, der ihm gelungen war, seine ganze Person sprühte vor Freude und strahlte eine innere tiefe Zufriedenheit aus. Ob ich jemals auch so sein werde?, fragte ich mich.

„Du bist noch nicht am Ziel“, mein Begleiter wollte weitergehen. Unwillig folgte ich ihm. „Du kannst hierher zurückkommen – wenn du möchtest – und wenn du einmal den Schritt in die Ewigkeit getan hast.“ Das wollte ich unbedingt, nahm ich mir vor.

„Geh ruhig vor, ich komme nach. Ich muss noch etwas anderes tun“, forderte mich mein Begleiter auf. „Hier, es geht diesen Gang entlang. Du kannst dein Ziel nicht verfehlen.“ Dann verschwand er, ich war allein.

Ich ging den Gang entlang, der in einer Art dunklem Tunnel mündete. Ich tastete mich voran, in den Tunnel hinein. Es war der dunkle Gang der Widerstände. Meine Blindheit, meine Ausflüchte, mein Nicht-sehen-Wollen kamen mir entgegen und machten das Weitergehen unendlich anstrengend. Alles Negative, das ich über mich gedacht und gesagt hatte, begegnete mir und stellte sich in den Weg. Wirklichkeit gewordenen Albträume, schlimme Gestalten waren meine Gedanken über mich, über Gott und die Welt, unfertige, brutale Wesen, blind, taub und ohne Möglichkeit, irgendetwas zu bewirken, leere, inhaltslose Geschöpfe ohne Kopf, Herz und Hand. Es war entsetzlich. Ich kam mir wie ein armseliger Versager vor, fühlte mich klein und minderwertig. Meine Vorstellungen von mir gaukelten mir ständiges Scheitern und Versagen vor. Nur mühsam kam ich gegen diese Gestalt gewordenen Gespenster der Selbstverdammung voran.

Langsam gewöhnten sich meine Augen an das Dämmerlicht. Nachdem ich etliche Schritte gemacht hatte, sah ich plötzlich vor mir eine Bewegung. Ich verharrte. Nun bewegte sich nichts mehr. Ich ging vorsichtig und mit klopfendem Herzen weiter. Wieder bewegte sich etwas vor mir, diesmal bereits etwas näher. Ich versuchte angestrengt, das Dämmerdunkel zu durchdringen. Dann erschrak ich zutiefst. Vor mir stand eine stattliche Gestalt in einer schimmernden Rüstung mit einem grimmigen Aussehen. Sie wirkte fruchterregend. Ein Schwert in ihrer Faust glitzerte bedrohlich. Die Augen dieses Helden funkelten mich an. Er war einen Kopf größer als ich und alles an ihm wirkte konzentriert, wach, selbstbewusst und stark.

Mit diesem Kerl möchte ich mich nicht anlegen, dachte ich.

Das Seltsame war, dass mir das Gesicht meines Gegenübers bekannt vorkam. Ich hatte es bereits irgendwo gesehen. Als ich mir beim Nachdenken an den Kopf fasste, tat es der andere auch, als ich ihm zunickte, nickte er zurück. Er streckte mir die Zunge heraus, als ich ihm meine zeigte, er lachte, als ich lachte, er kniff die Augen zusammen so wie ich. Als ich ihm meine Hand hinstreckte, tat er es genauso – nur dass mich dabei fast sein Schwert getroffen hätte. Ich stand zweifellos vor einem Spiegel und betrachtete mich selbst. Aber wie war das möglich? Mein Spiegelbild war mir ähnlich, aber doch ganz anders: größer, gewaltiger, schöner, mit einer unbezwingbaren Ausstrahlung. War ich das?

Ich bemerkte eine Bewegung hinter mir, erschreckt drehte ich mich um. Mein Begleiter hatte mich eingeholt und war leise zu mir getreten. „Ja, das bist du – vielmehr: so wirst du sein. So sieht dich Gott. Das ist Gottes Bild von dir. Und du darfst zu dem werden, wie Gott dich sieht.“

### **Räume der Umgestaltung**

Ich stand noch ganz unter dem Eindruck der Begegnung mit mir selbst oder vielmehr mit meiner zukünftigen Gestalt, als wir uns in einer geschützten Nische niederließen. Ich musste noch verdauen, darum schwieg ich. Dann kamen mir wieder tausend Fragen gleichzeitig. „Wie wird es sein in der Ewigkeit? Habe ich einen Leib wie diesen hier?“, ich wies auf meinen

Körper. „Werde ich ein Gesicht haben, das meinem jetzigen gleicht? Werde ich genauso fühlen, empfinden, genießen können wie heute?“

Mein Begleiter atmete tief durch. „Das sind viele und grundsätzliche Fragen. Vieles wirst du nicht verstehen können, denn es ist alles ganz anders. Was in der Ewigkeit sein wird, entzieht sich deinen Vorstellungsmöglichkeiten. Du denkst als Erdenmensch auf materielle Weise, dort aber ist nichts mehr materiell – zumindest nicht so, wie du es gewohnt bist.“

Er machte eine Pause, als müsste er überlegen, wie er es mir begreiflich machen sollte.

„In der Ewigkeit bist du nicht nur Geist – das haben sich Menschen immer wieder falsch vorgestellt. Nein, du hast einen Leib, der deinem entspricht, aber mehr das Bild Gottes von dir wiedergibt. Du wirst dir ähnlich sehen – und doch anders sein: gelassener, ruhiger, mehr bei dir selbst. Das wird sich auch in deinem Gesicht ausdrücken. Dein Körper besteht dann nicht mehr aus irdischer Materie, denn alles Irdische ist vergänglich. Du wirst aus göttlicher Materie bestehen, die nicht vergeht. Der Erdenleib ist für die Zeit gemacht, denn er besteht aus Erde und wird zu Erde. Die göttliche Materie in der Ewigkeit dagegen ist die ursprüngliche, für dich nicht vorstellbare Substanz. Du bist aus Gott geboren mit einer Gestalt, die nicht zerfällt. Denn in der Ewigkeit gibt es keine Entropie, keinen Zerfall, keinen Tod. Dein jetziger Leib wird in ein unzerstörbares Wesen verwandelt.“

Das war für mich tatsächlich nicht zu verstehen, diese Vorstellungen überschritten mein Denkvermögen erheblich.

„Was aber ist mit den Menschen, die durch einen Unfall sterben? Ich habe entstellte und zerbrochene Körper gesehen, die nichts Menschliches mehr an sich hatten. Wie werden sie in die Ewigkeit eingehen?“

„Diese Frage zeigt, wie wenig du verstehst“, wies mich mein Begleiter zurecht, „in der Ewigkeit gibt es unendliche Möglichkeiten, den Menschen wiederherzustellen. Dort gibt es keine Krüppel, keine entstellten oder versehrten Menschen. Wir können zurückgehen zu dem Augenblick, als dieser Mensch noch nicht zerstört war, und dort neu ansetzen. Aus alten, verbrauchten oder unvollständigen Gliedmaßen wird etwas ganz Neues. Der Mensch wird ganz, so wie er von Gott gedacht war, jegliche Behinderung und Beeinträchtigung, sei es körperlich, geistig oder seelisch, wird beseitigt. Verstehst du?“

Wenn ich ehrlich gewesen wäre, hätte ich mit Nein antworten müssen. Mir war noch vieles völlig unklar: „Kann ein Mensch in der Ewigkeit fühlen, empfinden, genießen, kann er essen und trinken. Und –“, ich zögerte, ob ich dies tatsächlich fragen sollte, „gibt es in der Ewigkeit Sexualität?“

Mein Begleiter nahm meine Fragen ernst, für ihn gab es offensichtlich keine dummen Fragen und keine Peinlichkeiten.

„Ja, wir freuen uns in der Ewigkeit genauso wie ihr über ein gutes Essen und genießen einen guten Wein. Aber Essen und Trinken dienen nicht zur Erhaltung des Körpers, beides ist purer Genuss, denn wir verspüren keinen Hunger, weil unser Körper nicht zerfällt. Es ist keine Energiezufuhr mehr nötig, um ihn zu erhalten. Freude und Genuss bekommen eine ganz neue Dimension. Wir können wirklich genießen, ohne damit unsere Bedürfnisse stillen zu müssen. Das ist etwas ganz anderes, das kannst du dir nicht vorstellen.“ Er strahlte mich an, sodass ich direkt neidisch wurde.

„Und genauso dient Sexualität in der Ewigkeit nicht zur Weitergabe des Lebens. Da niemand stirbt, muss niemand geboren werden. Es sind nicht mehr die Triebe, die uns verlangend machen. Wir können uns als Mann und Frau ganz neu und viel tiefer begehnen.“

Mein Begleiter lächelte verhalten, als wollte er ausdrücken, dass Sexualität noch ganz andere Dimensionen hatte, als ich ahnen konnte.

„In der Ewigkeit sind Mann und Frau nicht reduziert auf Geschlechtlichkeit. Wir können dort wirklich Mann oder Frau zur gegenseitigen Ergänzung sein. Du weißt nicht, was Mannsein und Frausein tatsächlich bedeuten – so wie es sich Gott gedacht hat! Wir erkennen einander wunderbar tief und umfassend und erkennen darin Gott. Auf diese Weise bekommt alles seine tatsächliche Bedeutung.“

Ich seufzte: „Dann gibt es in der Ewigkeit Genuss und Freude?“

Mein Begleiter lachte: „Natürlich, in der Ewigkeit ist alles Genuss und alles Freude. Aber in einer ganz anderen Intensität als bei euch. Es ist kein Genuss zulasten anderer, keine Freude, die jemanden ausschließt. Es ist die herrliche, erlöste Freude der Kinder Gottes, die es geschafft haben, die bei Gott angekommen sind und dadurch alles haben, was sie brauchen, eine tiefe, umfassende Freude, die sich in einem herzhaften Lachen und einer tiefen Zufriedenheit ausdrückt.“ Mein Begleiter war richtiggehend begeistert.

„Passt das auch zu mir?“ Ich war mir nicht sicher, ich war schließlich kein überschwänglicher Mensch.

„Du wirst kein anderer werden, aber du wirst Bereiche entdecken, die bisher verborgen waren. Es gibt Bereiche in dir, die bisher versteckt waren, weil du sie zurückgehalten hast, weil du nicht den Mut hattest, sie zu zeigen, oder weil sie nicht gefördert oder sogar zerstört wurden. Einst wirst du von allen Zwängen und Konventionen befreit. Es interessiert dich nicht mehr, was andere über dich denken. Niemand kann dich zurückhalten und begrenzen oder sogar beschämen. Du kannst zeigen, wer du wirklich bist. Du bist erlöst von allem, was dich gefangen hielt und kleingemacht hat. Das ist nicht seltsam oder peinlich. Du bist ganz du, ganz echt, ganz wirklich. Endlich. Du bist mehr du als jemals vorher.“

Das klang gut. Trotzdem fragte ich: „Wie kann das gehen?“

Mein Begleiter antwortete: „Es ist so, weil jeder alles gibt und niemand mit dem anderen konkurriert, jeder ist durchscheinend echt und klar, sichtbar für den anderen. Jeder wird für den anderen zur Freude und zum Genuss. Jede Begegnung ist ein Geschenk, jede Zuwendung öffnet eine neue Welt. Jeder wird dem anderen zum Freudenmeister.“

„Da muss sich aber viel verändern.“ Mir wurde deutlich, dass dies alles nur möglich wird, wenn der Mensch durch eine grundsätzlich Verwandlung geht.

„Ja, du hast recht. Der Mensch wird umgestaltet. Durch den Tod tritt er aus seiner irdischen Existenz. Er lässt alles zurück, was ihn zeit seines Lebens ausgemacht hat. Er kann rein gar nichts mitnehmen, alles ist dem Tod verfallen. In der Ewigkeit bekommt er ein unvergängliches Wesen. Nun altert er nicht mehr, es gibt es keinen Tod mehr, keinen Verfall. Nun bleibt er für immer ein Mensch in den besten Jahren. Er verändert sich nicht mehr, aber er erneuert sich von Tag zu Tag. Aber zuvor muss er alles loslassen, er muss bereit sein, alles zu geben – auch sich selbst. Komm, sieh selbst.“

Nun betraten wir einen weiteren Raum und befanden uns in einem Operationsaal.

„Hier wird der neue Mensch entbunden. Das heißt: Er wird von seinem alten Wesen entbunden und bekommt das neue Leben. Er wird in Gott hineingeboren, denn Gott ist die Ewigkeit. Durch den Tod hindurch wird er von der Zeit in die Ewigkeit gebracht. Das ist eine schwere Operation.“

Mir wurde klar: das Sterben war der absolute Ernstfall des Lebens. Der Durchgang zum neuen Leben in der Ewigkeit sah bedrohlich aus – zumindest von meiner Seite aus. Aus dem Blickwinkel der Ewigkeit war es jedoch eine neue Geburt, der erste Schritt in eine neue Existenz. Aber dazwischen lag das Nichts, völlige Ungewissheit.

„Ja, wer stirbt, begibt sich ins Ungewisse. Das macht das Loslassen so schwer. Der Mensch

lässt sich fallen und weiß nicht, ob er aufgefangen wird und wo er letztlich landet. Das ist die zeitliche Sichtweise. Was allerdings das Sterben so schwierig macht, ist noch etwas anderes: Der Mensch muss entkleidet werden. Er muss alles ausziehen, was ihn umgibt. Schicht für Schicht muss er abstreifen, manchmal sind die Lagen verklebt wie eine zweite Haut, und es kostet viel Mühe, sie loszuwerden. Denn indem er sich von allem entkleidet, entkleidet er sich von seiner irdischen Identität. Lage um Lage kratzt er sich das Ich vom Leib, das er ein Leben lang getragen und gepflegt hat. Das tut weh, ich kann es dir sagen! Der Mensch denkt, dass zum Schluss nichts mehr übrig bleibt. Er kommt sich enthäutet und roh vor, blutig und verletzbar. Tatsächlich ist er völlig nackt und bloß. Es bleibt nur das übrig, was da war, als er geboren wurde. Der Mensch ist wieder das Baby des Anfangs, ganz hilflos und abhängig. So geht er hinüber in die Ewigkeit und kommt dort als neugeborener Mensch an.“

Das also hatte ich noch vor mir, mir wurde angst und bange. „Geht es nicht einfacher?“ „Das haben sich die Menschen zu allen Zeiten gefragt“, antwortete mein Begleiter, „und ihr Wunsch war, dass sie sich nicht gänzlich entkleiden müssten. Sie wollten lieber überkleidet werden. Sie wollten sofort das neue Gewand über das alte ziehen. Aber es geht nicht, das leuchtet wohl ein. Dann wäre er ja nur äußerlich erneuert, aber nicht wirklich neu. So könnte er nicht in die Ewigkeit gelangen. Nein, jeder Mensch muss ganz entkleidet werden und er findet seinen Weg in die Ewigkeit nur ganz nackt und klein, als ein Bedürftiger.“ Das hatte mein Begleiter sehr bestimmt gesagt. Ich seufzte: „Wie kann das gelingen?“

„Wir stehen bereit und helfen, dass der Prozess der Entkleidung bis zum Ende vollzogen werden kann. Aber das Entscheidende ist, dass der Mensch einwilligt. Wir können nichts tun ohne sein Einverständnis. So fragen wir ihn, ob er seiner Entkleidung zustimmt. Wir reißen niemandem die Kleider vom Leib. Er muss es wollen. Und dafür braucht der Mensch einen klaren Entschluss: Ja, ich will! Ich bin bereit, alles herzugeben, alles loszulassen – auch mich selbst.“

Nach einer Pause ergänzte mein Begleiter: „Wer nicht Ja zum Sterben sagt, hat es schwer mit dem Tod. Wer nicht bereit ist, entkleidet zu werden, und sich wehrt, erleidet größere Schmerzen. Deshalb ist es gut, wenn du im Laufe deines Lebens lernst loszulassen. Denn Sterben ist ein lebenslanger Prozess.“

Wir verließen den Operationssaal und ich fragte mich beunruhigt, wann ich wohl hier landen würde, wann für mich der Zeitpunkt des Todes kommen würde. Ich hatte jedoch wenig Zeit, mir schwere Gedanken zu machen, denn nun betraten wir den nächsten Raum. Es war mehr eine Kammer, die vollgestopft war mit Geräten, Rädern und sich bewegenden Pendeln. Ein lautes Ticken erfüllte den Raum.

„Wir sind hier im Zentrum der Zeit“, erklärte mir mein Begleiter, „aus der Ewigkeit wird die Zeit gesteuert, hier beginnt sie und hier wird sie einmal enden. Irgendwann – nur Gott weiß wann – wird die Zeit an ihrem Ende angekommen sein und Gott wird sie anhalten. Seit Jesus läuft die Zeit rückwärts, hin zu Gott, der sie erschaffen hat. Jesus kam aus Gottes Ewigkeit in die Zeit. Er war der Einzige, der Zeit und Ewigkeit miteinander verbunden hat, er war aus der Ewigkeit und lebte in der Zeit. Er konnte im schlimmsten Sturm ruhig und sicher schlafen, denn er war außerhalb des Sturmes. Er konnte Menschen heilen, denn er verfügte über die Ewigkeit. Seine Botschaft war: ‚Gottes Ewigkeit ist nahe herbeigekommen!‘ Er brachte die Ewigkeit Gottes zu den Menschen. Nur am Kreuz auf Golgatha war Jesus ganz in die Zeit geworfen. In diesen Stunden war er der Zeit ausgeliefert wie alle Menschen auch, er war vergänglich und hat in seinem Sterben gespürt, was Vergänglichkeit bedeutet. Obwohl aus der Ewigkeit, war er ganz Mensch. Der Tod Jesu am Kreuz auf Golgatha war der Wendepunkt: die Zeitwende. In diesem Moment hat die Ewigkeit begonnen, für alle

Menschen zu einer fassbaren Wirklichkeit zu werden. Seither hat sie zugenommen, sie durchdringt immer mehr Teile der Zeit. Aber seit diesem Augenblick läuft die Zeit immer rascher, je näher sie sich ihrem Ursprung nähert und zum Ende kommt, desto schneller vergeht sie. Gottes Ewigkeit ist uns heute näher als damals. Das ist wichtig. Verstehst du das?“

Es war mir nicht klar, ob ich alles verstanden hatte. Trotzdem nickte ich heftig. Um von meiner Unsicherheit abzulenken fragte ich: „Ist es nicht langweilig in der Ewigkeit? Es gibt ja dort keine Herausforderungen.“

„Es gibt keine Probleme in der Ewigkeit, es gibt nur Lösungen. Aber die in Hülle und Fülle. Es kommt dort eher darauf an, für die Lösungen die entsprechenden Probleme zu finden. Alles ist tiefer und intensiver, man kann ausführlich bei einer Sache bleiben und dabei immer mehr verstehen, verweilen, betrachten, eintauchen – wirklich verstehen. Man muss nicht woanders sein als hier, wo man gerade ist. Man muss nichts erledigen, weil es eilt. Es gibt keinen Zeitdruck, deshalb musst du nicht weitergehen, du kannst verweilen, bis du wahrgenommen hast. Du musst keine Pläne schmieden, denn es gibt kein Morgen – nur ein ewiges Heute. Es gibt keine Möglichkeiten, die nicht genutzt werden können. Es steht dir alles zur Verfügung. Nein, langweilig wird es dir nicht werden. Und wenn du willst, kannst du in die Geschichte der Menschheit und der Welt eintauchen und endlich vollkommen und ausführlich genug wahrnehmen, wie alles geworden ist. Du kannst dabei sein und begreifen, weil du siehst, wie sich alles entwickelt hat.“

Mein Begleiter nickte mir aufmunternd zu: „Komm, wir gehen weiter. Wir müssen nun das Schloss verlassen, wir können hier nicht verweilen – noch nicht. Wir haben noch einen langen Weg vor uns.“

## Im Grenzland

### Niemandsland

Wir verließen das Schloss durch einen unscheinbaren kleinen Hintereingang und standen auf einer Felsnase. Ein steiniger Pfad führte hinunter in eine weite Ebene.

„Vorn ein breiter Eingang und hinten ein schmaler Durchlass – wer das Schloss durch diese Tür verlässt, ist leichter geworden und hat abgenommen“, sagte ich und das sollte scherzhaft klingen.

„Spotte nicht“, ermahnte mich mein Begleiter, „du weißt zu wenig, um darüber Witze machen zu können. Wer im Schloss war, hat freien Zugang zur himmlischen Heimat, der muss sich nicht durch eine schmale Hintertür ins Freie stellen. Wer von Gott angenommen ist, muss keine beschwerlichen Wege mehr gehen, muss nichts mehr leisten. Wer verwandelt ist, der ist bei Gott. Es gibt nichts Zusätzliches, kein Verdienen, keine Mühen mehr. Er irrt nicht herum, sondern kommt voran, keine Tür ist verschlossen, kein Hindernis im Weg. Das hier ist dein Weg, du bist noch unterwegs, und es bleibt dir nichts anderes übrig, als schweißtreibend Schritt vor Schritt zu setzen.“

Das klang hart.

„Kann ich nicht wenigstens im Schloss bleiben?“ Ich wollte nicht mehr weiter.

„Nein, das ist erst möglich, wenn du gestorben bist. Dann kannst du dich hier aufhalten, solange du willst und es nötig ist. Im Augenblick bist du jedoch noch unterwegs und nicht am Ziel.“

Mein Begleiter zeigte in die Ferne: „Schau, das ist unsere Richtung.“

„Warum muss ich diesen Weg gehen, mein Herr?“, wollte ich wissen.

Er antwortete: „Du sollst die Zusammenhänge erkennen. Du sollst sehen, was sich der Ewigkeit entgegenstellt. Es geht um die Widerstände in deiner Zeit. Es ist wichtig, dass du verstehst, was die Ewigkeit aufhalten möchte.“ Ich seufzte. Dann konnte ich also nichts machen, dann musste ich weiter hinein in die Abgründe meiner Zeit – ob ich wollte oder nicht.

„Sei nicht bekümmert. Es ist gut für dich, wenn du weißt, was auf dich zukommt“, munterte mich mein Begleiter auf. Wir traten an einen Aussichtspunkt und hatten von dort einen weiten Blick bis zum Horizont.

„Du siehst hier das Niemandsland zwischen Zeit und Ewigkeit. Es ist der Ort, wo die Mächte aufeinanderprallen, wo die große Konfrontation stattfindet. Ich kann es dir aber gleich sagen: Die Ewigkeit wird siegen, sie ist stärker als die Zeit. Dort im Westen“, er deutete nach links, „ist der Grenzzaun des Gesetzes, dahinter kommt ein tiefer Graben. Und hier“, er wies nach vorn, „siehst du das große Waldgebiet im Norden. Es zieht sich bis weit hinter den Horizont.“ Tatsächlich verloren sich die vielen Baumwipfel in der Ferne wie die Wellen eines großen Meeres.

„Rechts von uns, im Osten, befindet sich – im Augenblick noch nicht sichtbar – Gottes große und prachtvolle Stadt. Dort entspringt der Fluss, den du unter uns siehst.“ Tatsächlich, unter uns wand sich ein breites Flussbett durch die flache Ebene, in dem nur noch wenig Wasser floss.

„Viele Menschen halten diese Ebene bereits für die Ewigkeit, weil sie denken, sie sei grenzenlos. Sie finden dort keine Anhaltspunkte und nennen es das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Aber sie täuschen sich. Sie bahnen Wege durch die Wildnis, verlieren aber schnell die Orientierung und beginnen woanders von Neuem. Was sie gestalten, verfällt so schnell wieder, dass sie ständig dabei sind, neu anzufangen. Nichts von dem, was die Menschen hier tun, ist nachhaltig, alles ist flüchtig wie der Wind, der durch die Steppe pfeift. So sind sie ständig sehr beschäftigt, kommen aber nicht voran. Sie richten nur immer wieder neue Hindernisse auf, zerfurchen die Landschaft mit tiefen Gräben, schütten Berge auf und verlieren sich immer mehr in den Folgen ihrer unsinnigen Bemühungen. Sie denken, dass sie die Landschaft formen und sich zunutze machen, stattdessen wird dieses Land immer mehr zur Ödnis.“

Ich sah von hier oben viele Baustellen, angefangene Straßen, Brücken, die ohne Sinn und Zweck im Gelände standen, eine zerwühlte und zerstörte Landschaft. „Die Menschen sind der Meinung, dass sie sich das Paradies auf Erden errichten, ein ewiges Reich bauen und unzerstörbare Güter schaffen, dabei erzeugen sie höchstens zeitliche Werte, die sie mit viel Kraft verteidigen und immer wieder aufwendig renovieren müssen.“

Wir hatten nun begonnen, den Pfad abwärtszugehen. Er zog sich in vielen Windungen nach unten, Steine erschwerten den Weg, feuchte Stellen drohten zur Rutschpartie zu werden und nasses Laub ließ den Verlauf des Wegs manchmal kaum erkennen. Wir brauchten unsere ganze Aufmerksamkeit für jeden Schritt. Endlich waren wir unten, wir hatten die Ebene erreicht. Eine weite dürre Steppe lag vor uns.

„Einst war dieses Land am Fluss eine sehr fruchtbare Gegend. Hier gab es alles, was das Herz begehrte: fruchtbare Bäume mit tiefen Wurzeln am Ufer, schattige Sträucher, saftige Wiesen, satte Äcker. Ein Ort vielfältigen Lebens. Er wurde durch den Fluss des geistlichen Lebens aus der Stadt Gottes fruchtbar gemacht, mit klarem erfrischendem Wasser in ausreichender Menge wässerte er das Land und bewirkte Überfluss. Dann haben die Menschen begonnen, den Fluss zu kanalisieren und für sich zu vereinnahmen, die

Fruchtbarkeit nahm ab. Immer öfter kam es zu Trockenzeiten. Die Menschen hatten dann die Idee, den Fluss weiter oben zu stauen, das Wasser für Notzeiten zu sammeln oder sich in Kraftwerken die Wasserkraft für eigene Zwecke nutzbar zu machen. Aber die Folge war, dass das Land immer mehr verkam, und aus der fetten Weide wurde eine Landschaft, die zunehmend versteppte, öde und trocken wurde.“

Wir schritten nun über das staubige Land, von der Sonne ausgeglüht und nur von wenig Grasbüscheln und mageren Dornsträuchern bewachsen. Wir hielten uns nach Westen. Die Sonne stand fast senkrecht über uns und brannte auf uns herab. Ich schwitzte und bekam allmählich Durst.

Wir gingen und gingen, Stunde um Stunde, nichts änderte sich. Es schien so, als würden wir nicht vorankommen. Immer wieder bot sich uns das gleiche trostlose Bild. Wir schwiegen und ich hing meinen Gedanken nach. Und während ich ging und nachdachte, überkam mich eine abgrundtiefe Traurigkeit. Es schien mir, als gäbe es keine Hoffnung, als wäre alles ohne jegliche Perspektive, als lief ich ohne Ziel und ohne die Möglichkeit einer Veränderung. Dabei hatte ich einst gedacht, dass es dann, wenn ich einmal meinen Weg gefunden hätte, einfacher gehen würde. Ich würde vorangehen können ohne Widerstände von außen und ohne Zweifel von innen, einfach lospreschen und ein hohes Tempo vorlegen, meine Ziele erreichen, Erfolg haben und bestätigt werden. Nichts von alledem war wahr. Das musste ich nun bitter feststellen. Ich hing hier irgendwo im Niemandsland fest und der einmal genommene Weg musste immer wieder neu gefunden und bestätigt werden. Bei jeder Abbiegung stellten sich neue Fragen, taten sich neue Hindernisse auf, mehr und größere als je zuvor.

Wir kamen an eine Wegkreuzung. Mein Begleiter schwieg und sah mich an. Offensichtlich sollte ich entscheiden, wo wir weitergehen sollten. Inzwischen war mein Durst unerträglich geworden. „Der Weg ist egal, Hauptsache, wir kommen voran“, sagte ich, „es gibt kein Richtig oder Falsch, nur ein Weitergehen.“ Ich stolperte voran, mein Begleiter folgte mir. „Es gibt Zeiten“, hörte ich ihn hinter mir murmeln, „da geht es nur ums Aushalten, Durchhalten. Festbleiben, Weitergehen. Du musst Ja sagen zu den Schwierigkeiten und die Begrenzungen akzeptieren, wissend, dass eines Tages die Grenzen gesprengt werden und alles anders wird. Du kommst an und schaust zurück und siehst, dass es nur ein paar Schritte waren, die du gegangen bist. Das Ziel war dir so nahe und du erkanntest es nicht.“ Empört blieb ich stehen und drehte mich um.

„Warum strenge ich mich so an, wenn es doch nichts bringt?“, fragte ich wütend. „Was wäre gewesen, wenn ich mich an der Wegkreuzung für den anderen Weg entschieden hätte?“

„Im Niemandsland führen sämtliche Wege in die Irre“, antwortete mein Begleiter, „du wärst einen anderen Weg gegangen, aber aufs Ganze gesehen, von der Ewigkeit her, hätte das am Gesamtverlauf der Strecke nicht viel geändert. Du wärst am gleichen Punkt gelandet wie jetzt auch. Du wärst deinen Weg vielleicht anders gegangen – vielleicht noch beschwerter, aber vielleicht auch einfacher, leichter – wer weiß. Es ist nicht wichtig, ob du einen anderen Weg gehst, sondern dass du ihn als ein anderer gehst. Es ist gleichgültig, wie du gehst, wichtig ist, dass du ankommst!“

„Aber ich weiß doch gar nicht, wohin ich gehen soll, dann weiß ich ja auch nicht, wenn ich ankomme“, brach es aus mir heraus.

„Dein Weg führt zu Gott. Wenn du bei ihm ankommst, bist du am Ziel.“

„Und wie finde ich in dieser Ödnis diesen Weg?“ fragte ich provokant.

„Geh einfach weiter, dein Durst wird dich leiten. Nimm nicht alles so grundsätzlich. Es ist so, wie es ist. Du musst nicht alles verändern, nur weil es dir nicht gefällt und du andere

Wünsche und Vorstellungen hast. Nimm an, wie es ist, und mache es zum Eigenen, passe dich den Umständen an und mache sie zu deinem Paradies.“ „Du hast gut reden“, sagte ich bitter.

„Geh einfach weiter“, forderte mich mein Begleiter auf.

Und kurz darauf standen wir am Fluss.

### **Der Fluss**

Der Fluss kam unvermittelt. Ich hatte nicht damit gerechnet, aber offensichtlich hatten wir die richtige Richtung eingeschlagen.

„Du kommst immer hier an“, bemerkte mein Begleiter. Ich starrte ihn verständnislos an.

„Der Fluss markiert die tiefste Stelle. Und automatisch läufst du bergab – auch wenn du es gar nicht merkst. Der Fluss kommt von Gott. Gottes Liebe ist wie dieses Wasser, es fließt nach unten. Wenn du ganz unten angekommen bist, triffst du auf die Liebe Gottes. Sie zieht dich zu sich.“

Nun war mein Durst übermächtig geworden. Ich kletterte das Ufer hinab, um vom Wasser des Flusses zu trinken.

„Tu das nicht!“, gebot mein Begleiter. „Warum nicht?“, fragte ich erstaunt, „wenn es doch Wasser ist, das von Gott kommt. Es sieht frisch und klar aus, es ist gutes Wasser.“

„Setz deine Brille auf!“, befahl er unerbittlich. Ich setzte die Brille auf und da sah das Wasser auf einmal wie eine dreckige, giftige Brühe aus. Erschrocken fuhr ich auf, machte ein paar Sätze das Ufer hinauf, weg von diesem Fluss.

„Der Fluss entspringt zwar in der Stadt Gottes. Dort an seiner Quelle ist das Wasser rein und klar, das wahrste Heilwasser. Aber dadurch dass Menschen den Fluss stauten, wurde der Strom zum Rinnsal, er verschlammte zunehmend und wurde stellenweise sogar Morast. An vielen Stellen leiten die Menschen anderes Wasser in diesen Fluss, Abwasser oder Wasser aus menschlichen Quellen. Das gute, göttliche Wasser wird dadurch immer mehr zu einem ungenießbaren Gemisch allgemeiner Religiosität, das keinen Durst mehr stillt, sondern im Gegenteil ein immer größeres Verlangen erzeugt.“

Ich schüttelte mich angewidert. Von diesem Wasser hätte ich fast getrunken!

„Manchmal kommt es vor“, erklärte mir mein Begleiter, „dass weit oben am Oberlauf des Flusses eine Staumauer bricht. Dann ergießt sich eine große Woge frischen Wassers durch das Tal: Die Menschen reden dann begeistert von einer Ausgießung des Heiligen Geistes und von einer neuen Welle der Erweckung. Aber das ist leider nur ein sehr vorübergehendes Ereignis und danach ist das Wasser brackig wie zuvor. Diese Welle gibt allerdings ein Verständnis von der eigentlichen Qualität und Güte des Wassers und eine Ahnung davon, wie es sein könnte, würde dieses Wasser von Gottes Herrlichkeit ungehindert zu den Menschen fließen.“

Mein Durst hatte sich inzwischen ins Unermessliche gesteigert. Meine Lippen waren trocken und die Zunge klebte am Gaumen. Mein ganzer Leib verlangte nach Flüssigkeit.

„Setz deine Brille auf!“, forderte mich mein Begleiter mit Nachdruck auf. Ich hatte sie, angewidert von der dreckigen Brühe, die ich durch die Brille gesehen hatte, wieder abgesetzt. „Schau dich um!“

Ich setzte die Brille auf und blickte in die Landschaft. Das vertrocknete Gras sah nicht mehr so braun aus, vereinzelt erkannte ich Blumen und grüne Halme. Der Bewuchs war dichter, der wüstenähnliche Staub war verschwunden.

„Hier war einst blühendes Land, bevor es zur Steppe wurde. Aus der damaligen Zeit findest du immer wieder kleine Quellen frischen Wassers“, erklärte mir mein Begleiter. „Wenn du

sie suchst, wirst du sie finden.“

Und tatsächlich, bald sah ich, von Kieselsteinen eingefasst, eine kleine, plätschernde Quelle, klares Wasser, das aus dem Boden gluckerte, ein Stück durchs Gras floss, dann aber wieder versiegte. Im Bereich des Wassers war der Boden wie eine frische Aue. Ich legte mich auf den Bauch und trank das klare, kühle Wasser, bis ich satt und gestärkt war. Anschließend fühlte ich mich wie neugeboren.

„War denn früher alles besser?“, fragte ich, „geben nur die alten Quellen gutes Wasser?“

„Es kommt auf das Wasser an“, antwortete mein Begleiter. „Es gibt alte Quellen, die sind zu Zisternen geworden, in ihnen ist das Wasser nicht lebendig und frisch, sondern alt. Du kannst es zwar noch trinken, aber es hat seine ursprüngliche Kraft verloren. Dann gibt es neu gebohrte Brunnen, die Grundwasser zum Vorschein bringen. Auch dieses Wasser ist nicht lebendig und frisch. Es sind Brunnen der Selbstversorgung, keine ursprüngliche Labsal. Nur wenn das Wasser aus Gottes Quelle kommt, ist es heilendes, wirklich erfrischendes Wasser. Heute in deiner Zeit ist das Wasser vielfach abgestanden, die Unmittelbarkeit fehlt.“

„Ich wünschte mir dieses frische, unmittelbare Wasser direkt von Gott.“ Aus mir sprach eine tiefe Sehnsucht. Mein Begleiter nickte zustimmend.

„Aber jede Generation hat ihre eigene Herausforderung. Ihr müsst euch um diese Unmittelbarkeit und Frische bemühen. Da müsst ihr lange suchen. Wenn ihr euch heute mit den Altvorderen messt, schneidet ihr nicht gut ab. Betrachtet man aber die Schwierigkeiten eurer Zeit, dann sieht es anders aus.“

In diesem Augenblick kam es mir vor, als ob der Film meiner Wahrnehmung kurz innehielt und an einer anderen Stelle wieder ansetzte. Die Gegenwart hatte einer Szene aus der fernen Vergangenheit Platz gemacht, die Zeit hatte sich verschoben. Ich befand mich in einer einsamen Wüste, um mich herum ein paar ärmliche Hütten. Ich sah Männer, mit Fetzen bekleidet, ausgemergelt, bärtig und ungepflegt. Es waren heilige Väter, die ein Leben glaubensvoller Hingabe in Einsamkeit und Armut gewählt hatten. Aus Palmfasern flochten sie Seile, sie führten ein gottgefälliges Leben mit Kasteiungen, Verzicht, Gebet und dem immerwährenden Verweilen in der Gegenwart Gottes. Sie kämpften gegen Dämonen und sprachen mit Engeln. Wenn Menschen sie mit ihren Fragen und Problemen aufsuchten, konnten sie weise Ratschläge geben.

Ich hörte, wie sie miteinander redeten und sich Gedanken machten über die Generation am Ende der Zeit. Sie fragten sich im Vergleich zu dieser zukünftigen Zeit:

„Was haben wir geleistet, was?“ Und einer von ihnen, einer alter, würdiger Einsiedler, antwortete: „Wir haben die Gebote des Herrn befolgt.“ Alle nickten.

Einer fragte jedoch: „Aber die nach uns, was werden sie tun?“ Der Alte antwortete: „Sie werden bis zur Hälfte unserer Werke gelangen.“

Und wieder einer wollte wissen: „Und die nach ihnen – was?“ Er war voller Sorge.

Darauf wieder der alte Mann: „Sie werden überhaupt kein Werk aufweisen, die von der jüngsten Generation am Ende der Tage. Doch wird über sie eine Versuchung kommen. Die aber in jener Zeit bewährt erfunden werden, die werden für größer erachtet werden als wir und unsere Väter.“

Ich erwachte wie aus einem Traum.

„Du hast bereits ein wenig mit den Augen der Ewigkeit gesehen und gespürt, wie es ist, wenn die Vergangenheit gegenwärtig ist. Du siehst dann die rote Linie der Heilsgeschichte Gottes und verstehst die Zusammenhänge.“

Ich nickte schwach. Für mich war dieser Zeitsprung sehr anstrengend gewesen, und ich hatte

einige Zeit gebraucht, um wieder bei mir anzukommen.

„Ganz am Anfang, kurz nach der Schöpfung, waren die Menschen Gott ganz nah. Sie haben sich danach immer weiter von diesem Anfang und damit auch von der Unmittelbarkeit Gottes entfernt. Dann, als die Menschen am weitesten von Gott getrennt waren, hat Jesus den Rückweg eröffnet. Dies war die Zeitwende. Seither bewegt sich alles wieder auf Gott zu. Und heute, am Ende der Zeit, seid ihr Gott wieder so nah wie die Menschen ganz am Anfang.“

„Davon müsste in unserer Zeit aber mehr zu spüren sein“, widersprach ich.

„Du hast recht“, stimmte mir mein Begleiter zu. „Aber es ist so: Am Ende der Zeit nehmen die Schwierigkeiten zu. Die Lieblosigkeit feiert Triumphe, die Kälte erstickt Wärme und Freundlichkeit.“

„Warum ist das so?“, wollte ich wissen.

„Die Zeit wehrt sich, sie will nicht zu Ende gehen. Der Teufel fürchtet um seinen Einfluss und seine Macht, der Tod weiß, dass er in der Ewigkeit nichts mehr zu sagen hat, der Egoismus will immer mehr und möchte die Zeit bis zum Anschlag auskaufen. Das ist die Versuchung, von der die Väter damals gesprochen haben. Gott scheint in weite Ferne gerückt, obwohl er sehr nahe ist. Er ist für die Menschen gar nicht relevant, sie rechnen nicht mit ihm.“

„Wie wird das sein? Wie können wir der Versuchung widerstehen? Wie können wir bis zum Ende durchhalten“, fragte ich zaghaft.

„Jesus kommt, er ist bereits unterwegs. Er kommt zur Hilfe. Er hat damals einen Weg durch die Wildnis der Steppe gebahnt. In der Krippe im Stall, ganz nahe bei den Menschen, ist er angekommen. Auf diesem Pfad könnt ihr gehen. Er führt euch zu Gott zurück. Es ist der uralte Weg, der auch heute noch gut zu finden ist. Ihr müsst euch nur auf den Weg machen. Und vergiss nicht, Jesus kommt euch entgegen. Er hat diesen alten Pfad erneut beschritten und ist dabei, ihn zu einer breiten Straße für viele Menschen auszubauen. Es wird ein ebener Weg, Täler werden überbrückt, Gräben zugeschüttet, Berge abgetragen und Hindernisse beseitigt. Das passiert gerade jetzt. Die Steppe fängt an zu blühen, sie wird neu zum fruchtbaren Land. Siehst du es?“

Tatsächlich, ich sah es: Überall zeigten sich Knospen, das Land begann zu sprießen, frisches Grün schob sich aus dem harten Boden, neue Quellen brachen auf und alte Quellen flossen reichlicher. Ich nahm das alles wahr und als ich dann dazu noch meine Brille aufsetzte, sah ich, wie alles üppig grünte, blühte, wuchs und gedieh, als wäre es bereits Wirklichkeit. Kein Ende, sondern Anfang, Neubeginn, wieder fruchtbares Land, wo vorher Wüste war.

„Aber gleichzeitig zerstören die Menschen dieses Land. Sie bauen neue Hindernisse, reißen neue Gräben auf und sorgen dafür, dass der neue Weg Jesu gehindert wird. Sie wollen nicht, dass er kommt. Sie wollen lieber, dass alles so bleibt, wie es ist“, murmelte ich und erinnerte mich an die zerfurchte, unwirtliche Landschaft, die ich von oben gesehen hatte.

„Jesus kommt und bahnt den Weg“, mein Begleiter war sich sicher, er wollte mir Mut zusprechen. „Das, was kommt, ist wichtiger als das, was vergeht: Denn er kommt. Was vor euch liegt, ist bedeutsamer als der Weg, den ihr gekommen seid. Der neue Tag Gottes ist es, der eure ganze Aufmerksamkeit braucht, nicht das, was vergangen ist. Eure Herausforderung ist es, den Weg zu finden, den Jesus vorgebahnt hat, um diesen Weg wieder freizulegen. Dann sollt ihr in diese Spur einbiegen und ihr folgen. Ihr sollt nicht eigene, eigenwillige Wege bahnen, die nirgendwohin führen, sondern diesen Weg gehen, bis ihr euch auf diesem Weg mit Jesus trefft.“

„Mein Herr, ist es nicht das Beste, wir warten hier auf Jesus?“ Ich dachte, dass wir uns dann nicht verfehlen würden.

„Warten? Du hast genug gewartet. Das Warten macht dich müde und du schläfst ein. Oder du machst dir nur viele unsinnige Gedanken. Weißt du, warum ich zu dir gekommen bin und dich aufgeweckt habe? Dass du losgehst! Jesus entgegen.“

Aber als wir weitergehen wollten, hatten wir ein Problem. Wir mussten den Fluss überqueren. Es war der Fluss der Religiosität.

### **Der Grenzzaun**

Mein Begleiter stieg unbekümmert das Ufer zum Fluss hinunter und kletterte über die Steine, die zum Wasser führten. Dann ging er einfach weiter, schritt durch das Wasser hindurch oder ging auf ihm, ich weiß es nicht. Ich war viel zu sehr damit beschäftigt, meine Probleme zu bewältigen. Denn ich stak fest. Ich war auf einem glitschigen Stein ausgerutscht und mit einem Bein in den Sumpf geraten. Außerdem hatte sich mein Fuß verklemmt. Ich konnte mich nicht rühren.

„Wartet, mein Herr, so wartet doch!“, rief ich kläglich.

„Gut, dass du nach mir gerufen hast.“ Mein Begleiter war umgekehrt und stand nun vor mir. Ich kauerte auf einem Stein und konnte mich nicht bewegen. „Dann hat das Wasser dieses Flusses dir noch nicht geschadet. Denn wer in der Religiosität gebadet hat, fühlt sich unbezwingbar. Er sieht hinter allem eine göttliche Herausforderung, von der er denkt, dass er sie leicht bewältigen würde, wenn er nur auf die richtige Weise glaubt. Er versucht sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen, statt seine Bedürftigkeit einzugestehen und Gott um Hilfe zu bitten.“

Mein Begleiter griff mir unter die Arme und zog mich hoch. „Es tut mir leid, dass ich dich zurückgelassen habe. Ich habe für einen Moment nicht daran gedacht, dass du ja noch nicht fest bist, also noch nicht aus göttlicher Materie bestehst. Du bist den irdischen Elementen – und vor allem diesem Wasser – noch auf irdische Weise ausgeliefert. Das Wasser trägt dich nicht, das Feuer verbrennt dich, der Sturm bläst dich um und die Erde hält dich fest. So wie jetzt.“ Er fokussierte den Stein mit einem scharfen Blick und mein Fuß war frei. Ich konnte mich wieder bewegen.

„Geht es?“ Er stellte mich aufs Ufer und stützte mich, während ich versuchte, wieder auf die Beine zu kommen. „Ja, es geht“, stöhnte ich hoffnungsvoll.

„Wie kommen wir da hinüber?“, fragte ich ihn, „kannst du mich tragen?“

„Nein, das kann ich nicht. Niemand aus der Ewigkeit kann jemanden aus der Zeit irgendwohin bringen. Wir können helfend eingreifen, aber wir können euch keinen Schritt abnehmen. Das geht nicht. Du musst selber hinüberkommen, du musst selbst den Fluss der Religiosität überwinden.“ Er blickte sich um.

„Auch das gehört zu den Versuchungen der letzten Zeit“, erklärte er, „Menschen verlieren ihren Glauben und werden religiös. Sie huldigen einer allgemeinen Frömmigkeit, die sie nach Belieben gestalten. Es sind eher die eigenen Vorstellungen von göttlichen Prinzipien als der Glaube an einen lebendigen Gott, denen sie nachfolgen. Es sind mehr Gefühle und Einbildungen als Tatsachen, deshalb werden sie mitgerissen. Sie schwimmen mit dem Strom, lassen sich treiben, entwickeln keine eigene Überzeugung und sind deshalb kraftlos und schwach. Jede kleine Anfechtung bringt sie aus dem Konzept. Hier, damit wird es gehen.“

Mein Begleiter hatte im Ufergebüsch ein langes Seil gefunden. Es war aus Palmfasern geflochten. „Das haben die heiligen Väter vor vielen Hundert Jahren geflochten. Es hält. Sie haben dabei gebetet und ihr eigene Glaubensüberzeugung hineingeknüpft. An diesem Seil kannst du den Fluss sicher überqueren.“

Er knüpfte die beiden Enden am jeweils gegenüberliegenden Ufer an Bäumen fest. Es

bereitete ihm keine Mühe, mehrmals über den Fluss zu wechseln. Er nahm den Fluss der Religiosität einfach nicht so ernst. Als das Seil befestigt war, hob er mich empor und ich hangelte an ihm entlang auf die andere Seite. Das Seil dieser ersten Glaubenszeugen hielt felsenfest.

„Wir sind jetzt im Grenzland der Ahnungslosigkeit“, erklärte mir mein Begleiter, „hier müssen wir vorsichtig sein.“ Das war mir recht, tat mir doch mein Knöchel beim Auftreten noch etwas weh. Mein Begleiter sah meinen fragenden Blick, dabei wollte ich nur noch etwas Zeit gewinnen, um mich zu erholen.

„Das Grenzland der Ahnungslosigkeit zieht sich weit nach Westen. Hier streifen die Menschen umher, die nicht wissen, was sie wollen und sollen. Sie haben kein Ziel und keine Bedeutung. Für sie ist alles möglich, sie huldigen der Beliebigkeit: Mal hier, mal da, so wie es ihnen gerade gefällt. Sie führen ein Leben ohne Inhalt. Sie suchen Erfahrungen, streben nach unvergesslichen Erlebnissen, hoffen auf tiefe Gefühle, die ihnen für einige Momente einen Anschein von Bedeutung geben. Sie machen sich erhebende Gedanken, schwelgen in intellektuellen Gefilden, nippen an Beziehungen, mal auf diese, mal auf andere Weise. Aber sie legen sich nicht fest. Sie entscheiden sich für nichts, sie lassen alles offen. Das ist gefährlich.“ Er wies zum Horizont.

„Dort in der Ferne ist der Abgrund des Zweifels, ein tiefer und unvermuteter Riss, eine tiefe Schlucht. Wer nicht aufpasst, stürzt hinab. Wer sich nicht entscheidet, verzweifelt. Er hängt zwischen den Möglichkeiten fest. Zuerst sind es die Gedanken, die vom Zweifel befallen sind, dann ist es die ganze Persönlichkeit, die in Verzweiflung gerät. Einer eurer weisen Lehrer (Victor Frankl) hat gesagt: ‚Hinter jeder Verzweiflung steht eine Vergötzung.‘ Das stimmt. Wer sein Herz an einen Götzen hängt und ihm huldigt, verzweifelt letztlich, weil er im Stich gelassen wird. Er hat an etwas geglaubt, was sich nicht als wahr erwies, er hat sein Leben an der falschen Stelle investiert – und verloren. Das Leben wurde ihm geraubt. Das, was dieser Mensch unbedingt wollte, erreichte er letztlich nicht, das lässt ihn verzweifeln. Und wer einmal in diesem Abgrund sitzt, kommt kaum jemals wieder heraus. Es ist der Abgrund der Sünde.“

„Werden diese Menschen nicht gehindert, in den Abgrund zu stürzen?“, fragte ich vorsichtig.  
„Doch, es wird alles getan, um sie fernzuhalten“, sagte mein Begleiter diesmal zu meiner Verwunderung. „Schau dir das an!“

Wir standen unversehens vor einem mächtigen Grenzzaun, der sich von einem Ende unseres Sichtfeldes zum anderen spannte. Er war hoch genug, um nicht überklettert werden zu können, und so eindeutig, dass er nicht zu übersehen war.

„Das ist der Grenzzaun des Gesetzes. Das Gesetz hindert die Menschen daran, in den Abgrund der Sünde zu stürzen. Sie werden hier deutlich genug gewarnt und gehindert weiterzugehen. Aber das Fatale ist: Sie müssten sich nun für die Einhaltung des Gesetzes entscheiden. Sie müssten umkehren und ihre Richtung ändern. Aber das wollen sie nicht. Sieh selbst!“

Ich entdeckte, dass der mächtige Zaun an vielen Stellen zerschnitten war. Mit starken Bolzenschneidern waren Durchgänge geschaffen worden. Der Draht war verbogen, man konnte hindurchkriechen. An einer anderen Stelle hatte jemand einen Tunnel unter dem Drahtzaun hindurchgegraben, an einer Stelle hingen Strickleitern, um ihn übersteigen zu können. Und als wir ein Stück dem Zaun entlanggingen, kamen wir an eine Stelle, wo er ganz fehlte und nur die eisernen Streben einsam im Gelände standen.

„Sie wollen hindurch. Sie suchen den Abgrund. Das ist der Gipfel ihrer Unabhängigkeit. Erst jetzt, wenn sie sich hinunterstürzen, fühlen sie sich ganz frei, eigenständig, stark und

mächtig. Jetzt endlich haben sie eine Entscheidung getroffen – für sich selbst. So denken sie. Erst wenn sie dann im Abgrund der Verzweiflung sind, wird ihnen klar, dass es die falsche Entscheidung war. Aber jetzt können sie nicht mehr zurück. Nun hat sie die Verzweiflung im Griff.“

Ich blickte durch die Löcher im Zaun, nicht weit dahinter kam der Abbruch, ein schroffes Kliff, hier war die Welt zu Ende und das Nichts begann. Ich ging nicht so weit nach vorn, dass ich hätte hinuntersehen können. Vielleicht wäre auch gar kein Ende des Abgrunds zu erkennen gewesen. Mich schwindelte. Das war eine gefährliche, unwirtliche Gegend, die am besten schon von Weitem zu meiden war!

### **Die Gemeinde**

„Wenn du jetzt durch deine Brille blicken würdest, könntest du noch etwas anderes sehen“, bedeutete mir mein Begleiter.

Willig setzte ich die Brille auf. Der Drahtzaun war verschwunden, stattdessen zog sich eine stattliche Hecke durch die Landschaft, die wesentlich freundlicher aussah. In ihr brüteten Vögel, ein Biotop des Lebens. Entlang der Hecke sah ich Menschen, sie patrouillierten auf und ab und bewachten offensichtlich einen Teil der Grenzbefestigung.

„Das sind Wächter. Sie versuchen, die Menschen zur Umkehr zu bewegen. Sie sprechen mit ihnen, wollen sie überzeugen. Sie nehmen sie ernst und machen ihnen Mut, eine Entscheidung zum Positiven zu treffen. Wo es geht, hindern sie die Menschen am Weitergehen. Sie erklären ihnen den guten Kern des Gesetzes und helfen ihnen, seine Bedeutung zu verstehen und anzunehmen. Hier, pass auf!“

Wir waren in die Nähe eines Grenzwächters gekommen. Er hatte gerade ein Gespräch mit einem Menschen begonnen, der sich durch die Hecke zwängen wollte.

„Bleiben Sie. Es bringt Ihnen nichts, wenn Sie weitergehen.“

„Ich will aber. Es kann mir keiner verbieten. Ich bin ein freier Mensch.“

„Nein, Sie sind nicht frei. Sie folgen Ihren Gelüsten oder dem, was andere sagen.“

„Ich lasse mir nichts einreden und mich nicht hindern. Ich kann tun, was ich will.“

„Es ist gefährlich, das zu tun, was man will.“

„Mein Wille ist mein Himmelreich.“

„Nein, das Himmelreich ist bei Gott. Entscheiden Sie sich für sein Reich und nicht für Ihres.“

Da wurde der Fremde böse und wütend und er brauste auf:

„Ich lasse mir keine Vorschriften machen. Wenn Sie mich hier nicht durchlassen, dann werde ich Sie anzeigen. Ich werde mir den besten Rechtsbeistand nehmen. Der wird mir das Recht geben, das mir zusteht, und mich meinen Weg gehen lassen.“

Der Wächter stellte sich in den Weg.

„Lassen Sie mich, Sie können mich nicht hindern.“

Er drückte sich an dem Wächter vorbei und quälte sich ächzend durch die Hecke.

„Es ist tatsächlich so: Es gibt Rechtsanwälte, die das Recht beugen und denen zu einem willkürlichen Recht verhelfen, die im Unrecht sind“, erklärte mein Begleiter bedauernd. Aber der Fremde war gewarnt worden – auch wenn es nichts geholfen hatte. Der Wächter ging bedrückt davon.

„So ist es am Ende der Zeiten“, sagte mein Begleiter betrübt, „das Unrecht nimmt überhand. Jeder tut, was er selbst für richtig hält und stürzt sich dabei ins Unglück. Jeder hält das für ein Recht, was ihm nützt. Doch schau, es gibt hier nicht nur das Unrecht, das dem tiefen Fall vorangeht.“

Mein Begleiter wies auf eine Hütte, nicht weit von uns entfernt stand. Die Fenster waren

offen, ebenso die Tür, und wir hörten lautes Singen, frohes Jauchzen und Klatschen. Wir kamen näher und konnten schließlich hören, was gesungen wurde:

„Gott ist ein großer König,  
der starke Herrscher seines Volkes.  
Er regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit,  
er hat alles weise geordnet.  
Er kommt mit Macht,  
um die Verlorenen zu suchen.  
Er ist voller Güte und Barmherzigkeit,  
sein Arm ist nicht zu schwach  
zurechtzubringen und zu retten.  
Er ist ein Gott des Rechts.  
Er hat eine ewige Ordnung aufgerichtet.  
Er will nicht, dass die Menschen in den Abgrund fallen.  
Er bewahrt sie vor dem tiefen Sturz und führt sie in sicheres Land.  
Was er tut, ist immer gut!“

„Hier siehst du die wahre Bedeutung der christlichen Gemeinde“, machte mein Begleiter deutlich, „sie bilden einen Vorposten im Grenzland der Ahnungslosigkeit. Die Mitglieder dieser Gemeinschaft sind die Wächter, die aufpassen, dass niemand dem gefährlichen Abgrund zu nahe tritt. Sie warnen, sie erklären, sie versuchen zur Umkehr zu bewegen, sie laden zu einer Entscheidung ein. Sie lassen sich auf die Menschen ein, die sie hier antreffen und versuchen ihnen zu erklären, was sie wissen müssen und von was sie bisher keine Ahnung hatten. Sie stellen Gott vor und machen deutlich, was das Leben wertvoll macht. Sie vermitteln Gottes Liebe und laden die Menschen ein, vom Abgrund wegzugehen und stattdessen doch lieber zu ihnen zu kommen. Und dort, wo sie Gott anbeten und verherrlichen, entsteht – selbst hier in diesem Land, nahe am Abgrund – ein Raum der Gegenwart Gottes. Und Menschen, die bisher nur sich selbst gesehen hatten und ihrem eigenen Willen gefolgt waren, werden verwandelt. Diese Gemeinden sind der Vorposten Gottes. Hier werden Menschen gerettet“, sagte mein Begleiter und sah mich auffordernd an, als wollte er sagen: Bitte sehr, hier hast du deine Aufgabe, jetzt bist du dran! Und in der Tat, ich wäre gern dort geblieben, um in diesem Grenzland Menschen aufzuspüren, die dabei waren, verloren zu gehen – denen, die keine Ahnung haben, Orientierung zu geben.

Aber wir wandten uns jetzt nach Norden.

## Das Waldland

### Vor dem Sturm

Als wir weitergingen, stand die Sonne immer noch im Zenit. Das wunderte mich, waren wir doch schon etliche Stunden unterwegs gewesen und die Überquerung des Flusses hatte viel Zeit gekostet.

„In diesen Landstrichen vergeht die Zeit nur sehr langsam. Sie scheint stillzustehen. Sie verharrt und wartet auf den erlösenden Moment“, erklärte mir mein Begleiter.

Tatsächlich hatte ich das Gefühl, dass eine konzentrierte Spannung in der Luft lag, wie der Moment vor einem entscheidenden Ereignis. Alles schien abzuwarten, dass endlich etwas geschähe. Was stand uns bevor? Auch in mir breitete sich eine Anspannung aus und ich war innerlich in einem Zustand gereizter Überwachheit, alle Sinne waren darauf ausgerichtet,

Signale einer plötzlichen Veränderung frühzeitig wahrzunehmen.

„Es geschieht nicht schlagartig“, beruhigte mich mein Begleiter, „Jesus kommt langsam. So wie er einst gegangen ist – er wurde Stück für Stück dem Blick seiner Jünger entzogen – so kommt er wieder: Er verdichtet sich immer mehr, wird Stück um Stück sichtbar, er tritt aus der Ewigkeit heraus und wird nach und nach erkennbar. Aber er ist schon längst auf dem Weg. Er ist näher, als du denkst. Wer genau hinschaut und wer erkennen kann, sieht schon deutlich sein Nahen.“

Ich versuchte meine Umgebung mit meinen Augen zu durchdringen. Ich starrte jedoch ins Leere. Als ich meine Brille aufsetzte, fiel mir ein schwaches Flirren auf, das vor mir die Luft erfüllte. Aber es hätte genauso gut das Flimmern der Luft sein können, die sich am Mittag erhitzt und aufsteigt.

Es war wirklich unerträglich heiß, kein Wind schenkte Abkühlung. „Es wird Sturm geben“, bemerkte ich. Mein Begleiter nickte: „Na, dann nimmst du ja doch etwas wahr.“

Das Land wurde zunehmend öder und leerer, wurde zur Wüste ohne jegliches Grün.

„Wir sind im Land der Leere, hier wohnt das Nichts. Dieses Land breitet sich in rasender Geschwindigkeit aus, das Nichts nimmt zu“, wusste mein Begleiter.

Das kann ja lustig werden, dachte ich, was wollen wir hier im Nichts?

Schweigend trottete ich neben ihm her.

Plötzlich sah ich vor uns einen riesigen See, der im Dunst unwirklich waberte. Eine Fata Morgana? Ich machte eine fragende Bewegung. Mein Begleiter begriff und blieb stehen.

„Dort siehst du den großen Salzsee, in ihm gibt es kein Leben. Er wird aus einer Quelle von Bitterkeit gespeist. Siehst du dahinten den Wasserfall? Das ist ungenießbares, bitteres Wasser.“

Als wir näher kamen, hörte ich ein Jammern und Stöhnen, das mit jedem Schritt lauter wurde.

„Hier versammelt sich alles Elend der Welt. Hier leben die Dämonen des Leids und der Verzagtheit. Der Salzsee besteht aus vielen fruchtlos geweinten Tränen. Die Bitterkeit durchdringt alles und macht es ungenießbar. Es gibt hier keine Freude, keine Zuversicht, keine Hoffnung. An diesem Ort versammelt sich all das Leid, das Menschen im Laufe der Zeiten angetan wurde, all die Ungerechtigkeit, Gewalt, unversöhnliche Boshaftigkeit. Hier lebt die Macht der Depression.“

Das Heulen und Kreischen war inzwischen ohrenbetäubend geworden. Es nahm ab und nahm zu, schwieg, begann aufs Neue, um andere zum Mitheulen zu animieren, bis schließlich der ganze Chor stöhnte und jammerte. Es klang unheimlich.

„Das sind die Auswirkungen des Nichts“, erklärte mein Begleiter sachlich. Er ließ sich durch das Gejammer nicht beeindrucken. „Hier gibt es keinen Sinn und deshalb auch kein Ziel, das Leben hat keinen Wert. Es gibt nichts anderes als das Jetzt – und das ist leer, schwarz und traurig.“ Wie zur Bestätigung heulte der Chor der Stimmen in ganz erbärmlicher Weise.

„Aber das ist nur die *eine* Auswirkung des Nichts“, fuhr mein Begleiter fort und wandte sich nach rechts. Wir folgten einem Weg, der kaum zu erkennen war, und kamen zu einem Gebiet, in dem gewaltige Felsbrocken wirr herumlagen und eine labyrinthartige Trümmerlandschaft bildeten.

„Es ist eine Gratwanderung: auf der einen Seite die Depression und hier auf dieser Seite die Aggression“, er deutete auf die Felsen, „beides hat die gleiche Wurzel: das Nichts, die Sinnlosigkeit.“ Jetzt hörte ich Schreie aus den Spalten dringen: Wütendes Gekeife, Gebell, Knurren, Fluchen, einige Male ertönten sogar Schläge, ein Ort voll jähzorniger Brutalität und Unbeherrschtheit. Ich bekam Angst.

Mein Begleiter beruhigte mich: „Diese Dämonen der Wut wollen Angst erzeugen. Sie freuen sich, wenn sie beeindrucken können. Sie geben sich stärker, als sie sind. In Wirklichkeit sind sie nichts, denn sie werden vom Nichts geboren.“ Je weniger ich mich von diesen gewalttätigen Stimmen beeindruckt zeigte, desto aggressiver wurden sie.

„Bleib nicht stehen“, befahl mein Begleiter, „wer hier verweilt, wird entweder zum Salzsee des Jammers gezogen und erstarrt dort zur Salzsäule, oder er gerät in einen Bannkreis von Jähzorn und findet aus der zerstörerischen Wut nicht mehr heraus.“

So eilten wir weiter, ohne nach rechts und links zu schauen und ohne uns von irgendeiner Seite in den Bann ziehen zu lassen.

Als es ruhiger wurde, hielten wir inne, um durchzuatmen.

„Du hast die Folgen der Sinnlosigkeit erlebt. Das Nichts nimmt am Ende der Zeit zu, es wird größer und größer. Aber dadurch entsteht gleichzeitig ein riesengroßes Vakuum. Das Nichts erzeugt einen Unterdruck, wenn du so willst. Bald wird es implodieren. Aber bevor das geschieht, saugt das Nichts die Liebe Gottes an. Es wird zu einem gewaltigen Austausch kommen: Die Liebe Gottes erfüllt das Nichts! Und je größer das Nichts ist, desto größer ist auch die Liebe Gottes.“ Er machte eine Pause, damit ich verstehen konnte, dann fuhr er fort: „Das ist das Dilemma des Teufel: Er vergrößert das Nichts, er sorgt dafür, dass die Sinnlosigkeit zunimmt – aber gleichzeitig bewirkt er das Anbrechen einer neuen Zeit. Er schafft das Vakuum, indem er das Nichts vergrößert, aber dadurch wird auch die Kraft immer größer, die Gottes Liebe ansaugt. Gottes Liebe ist zuletzt unüberwindlich und der Teufel besiegt.“

„Das heißt“, fragte ich, „dass am Ende der Zeit das Chaos größer wird und die Dämonen des Nichts zunehmen und eine Herrschaft des Schreckens ausüben – aber dass genau dies dazu führt, dass Gott auf den Plan tritt und alles mit seiner Liebe zum Guten verändert?“ „Ja, die Leere sehnt sich nach Barmherzigkeit. Dieses Sehnen wird immer größer: Zuletzt kommt Gott und füllt das Nichts mit seiner Liebe“, bestätigte mein Begleiter.

Inzwischen war zweierlei passiert: Der Himmel hatte sich mit dicken schwarzen Wolken bezogen und wir hatten uns dem Waldgebiet genähert, das ich aus der Ferne bereits erblickt hatte.

„Es wird Sturm geben“, wiederholte ich, diesmal drängender, „ist es nicht besser, mein Herr, wir suchen Schutz im Wald?“ Mein Begleiter lachte. „Der Sturm trifft uns nicht, das Unwetter gilt deiner Zeit, die Wolken ziehen über uns hinweg. Sturm, Starkregen, Hagel, Orkane, Erdbeben, Überflutungen, Vulkanausbrüche, Pandemien – das alles sind die Warnzeichen Gottes. Er will aufrütteln, will, dass die Menschen aufwachen.“ Ich nickte, denn die Zunahme von Katastrophen in der letzten Zeit war mir aufgefallen.

„Aber verwechsle das nicht: Es ist nicht Gott, das sind nur die Vorboten. Gott kommt nicht im Sturm. Das Zeichen für sein Nahen ist die Stille. Wenn sich eine tiefe Stille ausbreitet, dann darfst du wissen, dass Gott nahe ist. Diese Stille ist das leise Reden Gottes, das mit unwiderstehlicher Macht das Gewissen der Menschen aufweckt und zum Schwingen bringt.“

„Dann ist Gott noch weit entfernt“, seufzte ich resigniert. Ich hatte eher den Eindruck, dass der Lärm zunahm.

„Nein! So wie die Stürme zunehmen, nimmt auch die Stille zu, Gott ist nahe. Der Lärm versucht, die Stille zu übertönen, damit es niemand merkt, wie nahe Gott ist. Gerade weil die Stille zunimmt, nimmt auch der Lärm zu. Aber Gott ist in der Stille und sie breitet sich aus, unaufhaltsam. Es gibt nur wenige Menschen, die diese Stille wahrnehmen. Sie hören hinter den Lärm und leben in der Stille – und ihr Gewissen redet zu ihnen.“

Mein Begleiter schwieg und schaute in die Ferne, dann fuhr er fort:

„Zuletzt bleibt nur noch die Stille. Für die einen wird sie schrecklich sein, weil sie allen Lärm verschluckt und die Menschen mit sich selbst konfrontiert. Für die anderen wird die Stille der Moment sein, bevor ein großer Jubel der Freude und Dankbarkeit beginnt: Gott ist da!“

### **Die Bäume**

Wir standen nun am Waldrand. Mächtige Bäume erhoben sich und gaben Schutz. Das Innere des Waldes war dämmerig und kühl. Als wir in den Wald hineingingen, war mir, als beträten wir einen großen Saal, eine wunderbare Atmosphäre umgab mich. Ich kam mir geborgen und geschützt vor.

„Was siehst du?“, fragte mich mein Begleiter. Ich schaute mich um: „Ich sehe Bäume.“

„Schau die Bäume genau an“, forderte mich mein Begleiter auf.

„Ich sehe Menschen wie Bäume, große, heldenhafte Gestalten, gewaltige Persönlichkeiten“, antwortete ich. „Und?“, mein Begleiter ließ nicht locker. „Sie sehen aus wie du“, entfuhr es mir.

Mein Begleiter lachte schallend. „Du hast recht, das sind wir!“

Verblüfft schaute ich mich um. Ich blickte in viele entschlossene Gesichter.

„In der Verborgenheit sammelt sich ein großes Heer für den letzten Kampf“, machte mir mein Begleiter klar. „Hier im Wald, wo kein Mensch ist, sammeln wir uns. Wir sind jetzt noch nicht sichtbar, aber es wird der Moment kommen, wo wir in Erscheinung treten. Wir sind überall in unseren Verstecken und unerkannt in eurer Welt gegenwärtig. Wir warten auf den großen Augenblick.“

„Wird es zum Kampf kommen?“, fragte ich.

Mein Begleiter nickte: „Aber es ist euer eigener Kampf. Wir können euch lediglich unterstützen. Die letzte Schlacht ist die Schlacht der Menschen, nicht der Kampf Gottes. Ihr müsst die Auseinandersetzungen führen, ihr müsst gewinnen – nicht wir. Aber wir helfen euch dabei. Wir schützen die Menschen, wo sie am verwundbarsten sind, und sichern die Verletzlichkeit des Lebens ab.“

„Werdet ihr auf unserer Seite kämpfen?“, fragte ich besorgt.

„Wir kämpfen auf der Seite Gottes. Es ist die Frage, auf welcher Seite *du* kämpfst.“

„Wie werdet Ihr kämpfen, mein Herr?“

„Wir kämpfen mit anderen Mitteln, mit der Kraft der Schwachen, mit der Energie der Mutlosen. Wir rufen die Stillen im Land, dass sie ihre Zurückhaltung aufgeben und in die Auseinandersetzung eingreifen. Die Menschen aus der zweiten Linie und von ganz hinten sollen nach vorn kommen. Wer sich bisher nicht traute, etwas zu sagen, soll reden. Die Defensiven sollen sich einmischen und überall dort dazwischen sein, wo gekämpft wird. Die schweigende Mehrheit wird zwischen den Fronten wie eine Wand stehen, die stark ist, Widerstand gibt und den Kämpfen Einhalt gebietet. Bisher stille Menschen werden mitteilen, was sie sehen und denken, sie mischen sich ein. Ihre Sichtweise ist in vielem anders, sie werden provozieren – was ungewöhnlich für diese Menschen ist, das wird Aufsehen erregen. Wenn die Stillen sich nicht mehr alles gefallen lassen und nicht mehr überall mitmachen, wird es zu ganz neuen Koalitionen kommen. Diese Menschen wissen, was Gott will, weil sie in der Stille auf ihn gehört haben, und sie werden unüberhörbar mitteilen, was sie erkannten. Wenn die Stillen laut werden, wird Gottes Wahrheit zur Sprache kommen und das, was man bisher überhört hat, wird sich unüberhörbar zu Wort melden. Niemand wird mehr sagen können, er hätte von nichts gewusst. Viele werden aufwachen. So werden wir kämpfen! Wir rufen die Wehrlosen und Bedürftigen und ihre Kraft ist stärker als alles, was sich mächtig gebärdet.“ Ein inneres Feuer strahlte aus meinem Begleiter.

Ich hatte noch eine Frage: „Wann wird das geschehen?“

„Wenn du das Rauschen oben in den Bäumen hörst, ohne dass ein Wind weht, dann tritt aus dem Verborgenen hervor, denn der Kampf beginnt und Gott ist vor dir ausgezogen.“  
Ich schaute nach oben und hörte eine leise Bewegung in den Wipfeln. War die Zeit gekommen? Mein Begleiter schüttelte den Kopf: „Noch ist Zeit.“ Er setzte den Weg fort und ich folgte ihm.

Wir hatten den Wald verlassen und kamen in hügeliges Land. Vor uns ragte ein hohes Gebirgsmassiv empor. „Mein Herr, müssen wir dort hinauf?“, fragte ich ängstlich. Mein Begleiter ging auf meine Frage gar nicht ein. Er war mit seinen Gedanken woanders: „Die letzte Schlacht hat schon längst begonnen und ihr wisst es nicht. Sie kommt jetzt in ihre entscheidende Phase“, sagte er und klang bedrückt. „Jetzt kommt alles darauf an, wie sie ausgeht.“ Er hielt inne. Dann fuhr er wie erleichtert fort: „Aber auch diese Schlacht ist bereits gewonnen. Gottes Liebe ist mächtiger als alles andere.“ Er wandte sich mir zu: „Der Ewigkeit geht das Chaos voraus: Turbulenzen, Katastrophen, Kriege, wirtschaftliche Zusammenbrüche. Aber Gott ist nicht im Sturm. Sein Reich kann nicht zerstört werden, denn es ist ewig. Nur das Zeitliche, das Irdische vergeht. Es wird erschüttert, was erschütterbar ist, damit das Unerschütterliche offenbar wird.“

„Mein Herr, die Menschen nehmen das Wetterleuchten nicht wahr, denn sie halten es für Lichtorgeln der Werbung, für Blitze der Discospots und Blitzlichtgewitter der Medien“, stellte ich mit einiger Übertreibung fest. „Auch Übertreibungen und Fake News gehören zu diesen letzten Auseinandersetzungen, nichts ist mehr normal“, konterte mein Begleiter.

Ich beharrte auf meiner Meinung: „Wie kann mich ein Unglück aufschrecken, wenn ich es gar nicht mehr wahrnehme, wenn das Sensationelle, Aufgeblasene normal geworden ist?“ Er erwiderte: „Wer sein Land nicht bei Unwetter erlebt hat, kennt es nicht wirklich. Wer nur die schönen Sonnenseiten des Lebens kennt, hat nicht wirklich gelebt. Die schlimmen Zeiten verwurzeln dich mit deinem Land und machen dich bereit zu kämpfen.“

Ich wollte mich damit nicht zufriedengeben, das erschien mir zu harmlos: „Ein vorübergehender Sturm ist nicht so schlimm wie ein Dauerregen. Noch schlimmer ist es wenn Sturm und Dauerregen zusammenkommen, wenn sich Katastrophe an Katastrophe reiht und wir resigniert abstumpfen, weil das Unglück gar nicht mehr aufhört.“

„Du wirst lernen müssen, mit diesen Umständen zurechtzukommen. Du sollst trotzdem überleben, im Sturm bestehen. Aber mehr noch als überleben: Du sollst bleiben und die schwierigen Zeiten gestalten, sie sind deine Chance, um zu reifen und stark zu werden. Am Ende der Zeit sind starke Menschen gefragt, Menschen mit einer inneren Stärke: Geduld, Ausdauer, Flexibilität, Wahrheit, geprägt von einer klaren inneren Überzeugung und einer grenzenlosen Liebe, die alles erträgt. Es ist nicht gut, wenn du dich zurückziehst und dich vor dem Unwetter versteckst. Du musst ihm standhalten, für solche Umstände bist du geboren und ausgerüstet.“

Ich zuckte vage mit den Achseln. „Du wirst es auch aushalten, da bin ich mir sicher“, ermutigte mich mein Begleiter, „denn Gott wird die größte Last für dich tragen und dir nicht mehr zumuten, als du bewältigen kannst.“

### **Auf dem Berggipfel**

Über diesen Gesprächen waren wir an den Fuß des Gebirges gekommen. Eine steile Treppe führte hinauf. Der Aufstieg begann. Mein Begleiter ging voran, ich folgte ihm keuchend. Seine Stimme zeigte keinerlei Anstrengungen, als er ausführte:

„Jede Stufe ist eine eigene, wichtige Erfahrung. Du musst Stufe für Stufe gehen. Du kannst keine überspringen. Jede Stufe fußt auf der anderen, jede Erfahrung ist die Voraussetzung für eine neue. Manche Stufen musst du zweimal gehen, wenn du zu schnell warst. Dann

kommen immer wieder Absätze, auf denen du deine bisherigen Erfahrungen auswerten und festigen kannst. Manchmal allerdings musst du einmal gemachte Erfahrungen wieder loslassen, denn sie könnten dich am Weitergehen hindern. Immer wieder machst du neue Erfahrungen, als würdest du sie zum ersten Mal erleben.“ Ich hörte zu, ging langsam meinen Weg, Stufe für Stufe, und atmete schwer. Ich kam kaum noch mit.

„Der Weg wird mühseliger, je höher du kommst. Weil du älter wirst, kannst du dich immer weniger auf deine eigene Kraft verlassen. Bei jeder Stufe wirst du jedoch innerlich stärker, gleichzeitig aber auch realistischer und bedürftiger. Du siehst genauer, was dir noch fehlt. Du wirst reicher, aber du fühlst dich ärmer.“ Inzwischen hatte ich große Mühe, ihm zu folgen, ich hechelte. Unbekümmert und ohne ein Zeichen von Ermüdung schritt mein Begleiter voran.

„Dein Leben wird immer reicher an Erfahrungen und Erkenntnissen. Aber bald kann sich dieser Reichtum als Last erweisen. Du musst lernen, dich selbst loszuwerden, damit du auf leichte Weise vorankommen kannst. Du darfst dir dein Leben nicht zu schwer machen, indem du alles ansammelst und aufbewahrst. Lerne aus der Gnade Gottes zu leben, das anzunehmen, was sich dir jetzt gerade bietet. Lass dich los, um dich zu gewinnen, der Reichtum deines Lebens vergrößert sich, du wirst nicht ärmer, sondern reicher an Beharrlichkeit, Ausdauer, Geduld und Liebe.“

Inzwischen hatte sich der Abstand zwischen uns so vergrößert, dass ich ihn kaum noch verstand.

„Halt, mein Herr, ich kann nicht mehr“, rief ich schwach. Mein Begleiter blieb stehen, sah sich um und kam zurück.

„Der Weg auf den Berg ist Stufe für Stufe dein Lebensweg. Du hast schnell begonnen und nun musst du dein Tempo reduzieren. Nimm dich wahr, sei ehrlich zu dir, überfordere dich nicht. Aber mache es dir nicht allzu leicht. Der Weg kräftigt dich, und jede Situation, die du ausgehalten hast, bereitet dich auf künftige Schwierigkeiten vor, denen du dann gewachsen sein wirst. Vergiss es nicht: Du hast ein Ziel! Du willst oben ankommen. Viele bleiben unterwegs liegen, weil sie sich aufgeben. Oder sie kehren zum Anfang zurück. Wenn du das tust, war alles umsonst. Geh weiter, auch wenn es dich etwas kostet. Ratgeber für Abkürzungen gibt es viele, aber sie helfen nicht wirklich. Es gibt keine Fluchtmöglichkeiten, ein Ausweichen ist unmöglich. Es ist dein Weg, den du gehst. Kein anderer kann ihn für dich gehen.“

Inzwischen hatte ich Atem geschöpft und vermochte wieder zu sprechen:

„Ich muss Geduld lernen und einüben, Geduld mit mir.“

„Richtig! Geduld ist die Tugend, die zu der Zeit gehört. Du musst sie ein Leben lang lernen. Du brauchst Geduld, solange die Zeit verrinnt und du auf dem Weg nach oben bist. In der Ewigkeit geht alles sofort, denn alles geschieht gleichzeitig. Aber dann bist du auch am Ziel. Bis du dort ankommst, brauchst du jedoch viel Geduld.“ Mein Begleiter blickte mich aufmerksam an: „Geh nur deinen Weg in deinem Tempo. Du wirst zur rechten Zeit ankommen. Ich gehe schon einmal voran und warte oben auf dich.“ Leicht wie eine Gämse machte er sich auf und war im Nu meinen Blicken entzogen. Ich mühte mich weiter.

Ich begegnete auf diesem Weg nach oben auch anderen Menschen, die sich genauso abmühten, Stufe um Stufe zu nehmen. Ich beobachtete Menschen mit falscher Ausrüstung. Sie hatten sich auf diesen Weg nicht vorbereitet, irgendwann gaben sie auf. Ich begegnete hochmütigen Menschen, die an mir vorbeieilten und auf mich herabsahen, aber irgendwann saßen sie jammernd am Wegesrand und konnten nicht mehr. Ich stieß auf Seilschaften, die

so ineinander verknotet waren, dass sie sich eher am Aufstieg hinderten, als sich gegenseitig zu helfen. Manchmal zog einer die anderen wieder nach unten. Ich erlebte Menschen, die sich nach oben tragen ließen, die dann aber der Höhenluft nicht standhielten, weil sie sich nicht durch eigene Anstrengung an sie gewöhnt hatten. Ich erlebte auch, dass starke Menschen auf diesem Weg den Schwachen dienten und Mächtige sich der Armen erbarmten und sie stützten. Erfahrene Bergsteiger begannen sich um die Mitwanderer zu kümmern und interessierten sich für ihr Ergehen. Menschen, die bisher ständig um ihre eigenen Befindlichkeiten bemüht waren und sich bedauert hatten, verwandelten sich in Kundschafter, die, nach vorn orientiert, dem Weg vorauseilten. Ich begriff, dass nur der diesen Weg bewältigt, der dienen kann, der von sich selbst frei ist. Wer sich selbst losgelassen hat, ist auch tauglich für die Ewigkeit. So erkannte ich, dass dieser Weg nach oben, Stufe für Stufe, der Weg ist, der auf die Ewigkeit vorbereitet. Der Alltag ist das Übungsfeld für die Ewigkeit, sagte ich mir, nur wer alles hergibt, ist offen für die Ewigkeit. Der Weg des Lebens ist ein Weg der Befreiung.

Ich war so mit meinem Weg beschäftigt, dass ich gar nicht bemerkte hatte, dass es dämmerig geworden war. Die Nacht drohte hereinzubrechen. Ich war schon weit nach oben gelangt, aber hatte mein Ziel noch nicht erreicht, ich konnte den Gipfel bereits sehen, aber der Weg zog sich um den Berg herum. Mir grauste davor, in der Dunkelheit hier unterwegs bleiben zu müssen, kurz vor dem Ziel. So wählte ich kurzerhand den direkten Weg, senkrecht hinauf. Ich hoffte, dass ich durch diese Abkürzung einige Wegbiegungen abschneiden und schneller ans Ziel kommen konnte.

Nachdem ich den Weg verlassen hatte, wurde das Klettern immer mühevoller. Ich musste viele Steinbrocken überwinden, Felsen umgehen – und dann tat sich vor mir eine tiefe Schlucht auf, die ich vorher nicht bemerkt hatte. Der direkte Weg war unmöglich, ein viel weiterer, beschwerlicherer Weg lag vor mir. Und nun war es richtig Nacht geworden. Ich hing fest und kam nicht mehr vor und nicht mehr zurück. Ich war kurz vor dem Verzweifeln und wollte mich am liebsten fallen lassen. Da kam mir meine Brille in den Sinn. Ich griff in die Tasche und setzte sie auf. Sofort war die Dunkelheit nicht mehr finster. Ich sah und nahm wahr, was um mich herum war. Ich konnte einen schmalen Felsenpfad erkennen, der aufwärtsführte. Auf den Knien kam ich voran, kriechend Meter um Meter, mit wunden Händen und aufgeschrämten Beinen. Die Nacht schien ewig zu dauern und der Weg nahm kein Ende. Aber endlich war ich oben. Dort saß mein Begleiter und wartete auf mich.

„Warum habt Ihr mir nicht geholfen, mein Herr?“, fragte ich schwach mit vorwurfsvollem Ton.

„Du bist für deinen Weg selbst verantwortlich. Warum hast du den normalen Weg verlassen? Du hast dir selbst Mühe gemacht, weil du eigene Wege gegangen bist. Du hättest es einfacher haben können.“ Er schüttelte den Kopf und ich fühlte mich gemaßregelt und klein. Begütigend sagte er: „Manchmal muss man den schwereren Weg wählen. Und nur wer Herausforderungen durchgestanden hat, weiß, was er gewonnen hat, wenn er am Ziel ist. Besonders kurz davor muss man sich auf erhebliche Schwierigkeiten einstellen. Vor dem Schimmer des neuen Tages kommen Stunden großer Dunkelheit und Einsamkeit. Die gilt es auszuhalten. Und zu deiner Beruhigung sei's gesagt: Du warst in keinem Augenblick in Gefahr. Ich habe dich beobachtet, du warst sicher. Gut, dass du an deine Brille gedacht hast. Du hast es geschafft, du bist am Ziel!“

Ich schaute in die Weite. Es war bereits hell geworden, auch wenn die Sonne noch nicht aufgegangen war. Nur im Osten wölbte sich ein rosaroter Streifen am Horizont und kündigte den neuen Tag an.

### **Der weite Blick**

Hier oben erlebte ich an jenem frühen Morgen eine Weite, die nicht bedrohlich wirkte, obwohl sie alles umfasste. Ich war bei mir und Gott füllte den riesigen Raum um mich mit seiner Gegenwart. Die Weite war nicht Leere, sondern gefüllter Raum, erfüllte Zeit.

„Es ist gut, wenn du deinen eigenen Platz gefunden hast und bei dir selbst bist und wenn dich gleichzeitig die Weite der Ewigkeit umgibt“, bestätigte mein Begleiter. Wir schwiegen. Ich schaute in die Ferne und sah weit entfernt im Westen das ewige Meer. Im Osten waren schwach die Umriss der neuen Stadt Gottes zu sehen. Im Süden kreisten über der Stadt der Willkür eine Schar großer, schwarzer Vögel. Die Luft war klar, kein Dunst behinderte die Sicht. Ich spürte die Schönheit und Frische eines jungen Morgens, alles war leicht und offensichtlich. Es beruhigte mich, dass diese Weite nicht grenzenlos war, sondern eine Grenze hatte, die Gott setzte: Er selbst war die Grenze, hinter ihm gab es nichts mehr. Ich schaute zum Horizont, und mir wurde bewusst, dass Gott dieser Horizont war. Es gab eine Perspektive: Gottes Reich. Und da war ein Ziel: Gottes Ewigkeit. Und es gab eine Absicht: Gott kommt persönlich. Er wird sein Reich sichtbar aufrichten und dann wird alles anders.

Mein Begleiter musste geahnt haben, was mir durch den Kopf ging: „Wenn Gott kommt, verwandelt sich die ganze Welt. Dann wird endgültig ersichtlich sein, dass er der Herrscher ist. Die vielen Gräben, die die Menschen aufgerissen haben, werden zugeschüttet. Hindernisse werden beseitigt und Wege begradigt. Der Abgrund der Verzweigung wird geschlossen, die Schuld versinkt im ewigen Meer. Der Fluss führt wieder klares und sauberes Wasser zur Erquickung aller Menschen, die daraus trinken oder in ihm baden. Der Salzsee der Bitterkeit wird in eine Oase der Freude verwandelt und das Felsenmeer der Wut in einen Garten der Liebe. Über der Stadt der Willkür werden keine Aasgeier mehr lauern.“ Ich fühlte mich frei und unbeschwert, als mein Begleiter von der Zukunft sprach, die zur Ewigkeit werden sollte.

„Ich sehne mich nach dieser Zeit“, sagte ich.

„Das ist gut“, mein Begleiter nickte zustimmend, „die Sehnsucht nach Ewigkeit erfüllt dich schon heute mit ihr. Wer einmal der Ewigkeit nahe war, ist ein anderer geworden, wer in die Weite der Ewigkeit geblickt hat, ist verändert. In ihm lebt eine zukünftige Freude. Sie hält ihn wach und nährt seine Hoffnung.“

„Ich fühle mich so klein und bedürftig angesichts dieser Weite“, sagte ich leise.

„Du hast recht“, bestätigte mein Begleiter, „in Wirklichkeit ist der einzelne Mensch winzig klein und unbedeutend. Dies erkennt, wer die Weite und Größe dieser Welt versteht und eine Ahnung von der Ewigkeit bekommen hat. Denn umso mehr begreift er die Größe Gottes. Und trotzdem ist der einzelne, kleine Mensch für Gott unendlich wichtig. Verstehst du?“

Ich schüttelte den Kopf: „Weil die Weite für uns Menschen zu groß ist, weil wir die Ewigkeit nicht verstehen, orientieren wir uns an kleinen Dingen, oft an Nebensächlichkeiten, und halten sie für maßgebend. Dabei sind sie meist nur ein unbedeutendes Zeichen dafür, dass wir in diesem weiten Raum ein klein wenig vorankommen. Wir hätten sonst das Gefühl, stillzustehen.“

„So ist es mit der ganzen Erde“, ergänzte mein Begleiter. „Weil ihr Menschen das Verrinnen der Zeit nicht sehen könnt, macht ihr euer Zeitgefühl an wichtigen Ereignissen fest, an

bedeutenden Jahreszahlen oder an Katastrophen, die Veränderungen ausgelöst haben. Dadurch bekommen die Jahre eine Bedeutung. Aber schau das Ergebnis an“, er deutete auf alles, was ich sehen konnte, „die Gestalt der Erde hat sich durch eine riesige Zeitspanne hinweg aus vielen Katastrophen gebildet. Und doch ist sie so schön. Aus vielen Ereignissen formte sich im Laufe der Zeit das Antlitz dieser Welt. Aber das geschah nicht zufällig. Gott verwandelte Böses in Gutes, er änderte die Gestalt der Erde immer wieder so, dass sie seinem Bild entspricht. Gott gedachte es gut zu machen – und er tut es auch heute noch. Er ist mit seiner Schöpfung noch nicht am Ende.“

Angesichts dieser Weite wurde mir meine eigene Begrenzung schmerzlich bewusst: Ich sah immer nur einen kleinen Ausschnitt des Ganzen. „In der Zeit kann ich immer nur in eine Richtung schauen und hoffen, dass es die richtige Richtung ist. Immer wieder meine Blickrichtung ändern bringt nichts, denn woher weiß ich, ob nicht gerade dann, wenn ich hier hinschaue, in der anderen Richtung etwas Entscheidendes passiert?“ Mein Begleiter sagte fröhlich: „In der Ewigkeit passiert das nicht. Wo du hinschaust, ist Weite, in welche Richtung du blickst, siehst du, was wichtig ist. Du bist immer an der richtigen Stelle. Das habe ich im Laufe der Zeit gelernt.“ Er lachte lauthals, als er „Zeit“ sagte.

Wieder schwiegen wir und schauten in alle Richtungen.

„Da schau! Die Sonne!“, rief mein Begleiter. Und da sah ich die ersten Blitze der Sonne über dem Horizont, wie feurige Strahlen aus einer anderen Welt. Dann erhob sie sich, groß, rot und leuchtend. Der Himmel färbte sich in Licht, der neue Tag begann. Mir war, als wäre ein wunderschöner Sonntagmorgen angebrochen, mit linder Luft, mit Glockengeläut in der Ferne und einem Posaunenchor, der feierlich das erste Morgenlicht begrüßte. Ein Tag ohne Arbeit, ohne Mühsal – ein ganzer, nie endender Tag.

„So ist die Ewigkeit“, bekräftigte mein Begleiter mit einem ausgesprochen fröhlichen Gesicht.

Mir war nach Singen zumute und, ohne viel nachzudenken, kamen Worte über meine Lippen zu einer Melodie, die ich noch nie gehört hatte:

„Eines Tages werde ich mein Haus endgültig verlassen.

Dann drehe ich mich für einen letzten Blick um und weiß,  
dass ich nie mehr zurückkehren werde.

Draußen tobt der Sturm, die Bäume ächzen.

Ich bin in meinem Element.

Es ist Zeit, meine Zeit.

Der Wind hat die Nebel zerrissen, die Luft ist klar.

Sicheren Schritts gehe ich ins Weite, sie gehört mir.

Das Licht um mich herum vibriert

vom befreienden, fröhlichen Lachen Gottes.

Wenn der Herr die Gefangenen erlösen wird,

dann ist unser Mund voll Lachens.

Dann gehört uns die Ewigkeit!“

Nach einiger Zeit unterbrach mein Begleiter meine Begeisterung: „Du kannst hier nicht bleiben.“ Er wies noch einmal in die Ferne: „Dort ist der Ursprung des Feuers, das nun in dir glimmt. Dort ist der Ort der Sehnsucht, der dich immer wieder zum Aufbruch anreizt – bis hin zu deinem letzten. Dort ist die bleibende Stadt. Dort ist die Liebe, die du weitergeben kannst. Dort ist Gottes ewiges Reich. Von hier kommt die große Gnade, die dich barmherzig mit dir und anderen umgehen lässt. Dorthin führt dein Weg, dort sollt du sein.“

Der Himmel hatte sich mit einem tiefen Purpur überzogen, dazwischen stand blutrot die

Sonne, ein runder Ball. „Purpur ist die Farbe der Ewigkeit“, erklärte mein Begleiter, „Purpur besteht aus Blau und Rot. Blau ist die Ruhe und Rot die Hingabe, der Tod.“

Mein Begleiter ergriff meine Hand: „Komm, du kannst nicht hierbleiben“, wiederholte er, „du hast noch einen weiten Weg vor dir.“ Er sah mich mitleidig an.

„Aber du kannst die Ewigkeitsluft, die du hier geatmet hast, mitnehmen. Du musst zurückgehen in die Zeit. Aber du wirst nicht mehr ganz in der Zeit sein, denn du hast dich bereits ein Stück weit von ihr gelöst. Du gehörst zur Ewigkeit und wirst dorthin zurückkehren.“

Ich wollte nicht zurück. „Wohin führt Ihr mich, mein Herr?“, fragte ich unwillig.

„Schau noch einmal hinunter“, befahl mein Begleiter. „Dort siehst du den Weg Gottes zu den Menschen.“ Und ich sah den Pfad, der durch die Wüste führte, vom Horizont der Ewigkeit in die Zeit. Ein schmaler Weg durch die Wildnis. Aber er leuchtete im Licht des Morgens: der heilige, uralte Weg, auf dem Jesus zu den Menschen gekommen war. Dieser Weg war immer noch sichtbar. Er wurde auch jetzt noch begangen. Das sah ich genau. Gott kommt ständig zu den Menschen, der Weg ist frei. Aber ich sah auch, wie gefährdet dieser Weg durch die Einwirkungen der Menschen war, die ihn unterbrechen wollten, die ihn absperren oder zerstörten. Aber ich war mir sicher: Gott erweist sich als stärker und bricht sich immer wieder Bahn.

Dann lenkte mein Begleiter meinen Blick in die andere Richtung: „Sieh hier!“

„Was ist das, mein Herr?“, fragte ich. Ich sah eine Mauer, die sich quer durchs Land zog und die Gegenwart von der Ewigkeit trennte. „Das ist die Mauer des Todes“, antwortete mein Begleiter, „dort ist die letzte Station deines Weges.“

### **Die Tür**

Der Abstieg war für mich nicht einfach, was nicht an der Beschaffenheit des Weges lag. Auf der einen Seite war ich erfüllt mit Freude und Jubel und großer Zuversicht im Blick auf meine Zukunft. Auf der anderen Seite hatte ich Angst vor dem, was mir bevorstand. Es wäre doch das Beste, wenn ich ohne zu sterben in die Ewigkeit kommen könnte, dachte ich und tat mir leid.

Nach einiger Zeit traurigen Brütens fragte ich meinen Begleiter: „Tut das Sterben weh?“

Mein Begleiter antwortete: „Es kommt darauf an: Wenn du das Sterben aus der Zeit betrachtest, dann tut es weh. Es ist so, wie wenn du aus einem fahrenden Auto springst, weil du aus der Zeit fällst – plötzlich ist nichts mehr in Bewegung, alles steht still. Nur wenn das Auto sein Tempo drosselt und langsamer fährt, ist der Fall nicht so hart. Vielleicht läuft deshalb am Lebensende alles viel langsamer. Und manche Menschen sterben ja auch alt und lebenssatt. Wenn du das Sterben aber aus der Ewigkeitsperspektive betrachtest, sieht es ganz anders aus: Dann ist der Tod ein Neuanfang. Du hast keine Schmerzen mehr, alles, was vorher war, ist zu Ende.“

„Aber im Sterben fühle ich mich ohnmächtig, ich kann mich nicht wehren, ich kann nichts mehr tun“, brach es aus mir heraus. „Das stimmt!“, bestätigte mein Begleiter, „diese Erfahrung des ohnmächtigen Ausgeliefertseins ist für einen selbstbestimmten Mensch wie dich etwas Bedrohliches. Aber du wirst es lernen, damit umzugehen. Dein Leben wird dich auf diesen Moment vorbereiten.“ Er machte eine Pause und dachte einen Augenblick lang nach. Dann fuhr er fort: „Es ist so: Im Sterben sind alle Abwehrmaßnahmen aufgehoben, da zeigt sich dein wahres Gesicht. Du kannst dich nicht mehr verstecken, du bist mit dir selbst konfrontiert, so wie du bist. Du kannst nichts mehr tun, nichts mehr verändern. Du bist ausgeliefert. So gehst du in die Ewigkeit. Dort kommst du ganz klein und bedürftig an. Das ist die beste Voraussetzung, um zu dem zu werden, der du sein sollst.“

Ich schüttelte mich und verzog das Gesicht.

„Der Schmerz ist nur kurz, das kann ich dir sagen“, besänftigte mich mein Begleiter, „die Ewigkeit ist lang. Das, was war, hast du schnell vergessen, es gibt so viel Neues, was dich beschäftigen wird. Der Schmerz des Durchgangs ist wie bei der Geburt eines Menschen: Ist der Mensch geboren, verblassen die Erinnerungen an die schmerzhaften Prozesse des Gebärens.“ Er hielt inne, dann schaute er mich durchdringend an: „Bei denen, die zurückbleiben, wenn ein Mensch vom Tod zum Leben geht, ist es so: Was dieser Mensch in seinem Leben falsch gemacht hat, wird irgendwann vergessen sein. Der Segen aber, den er bewirkt hat, der bleibt in Ewigkeit.“ Ich nickte nachdenklich und dachte: All unser vergebliches Bemühen vergeht, aber Gottes Liebe bleibt.

Dann fragte ich: „Aber was ist, wenn Jesus wiederkommt und ich lebe noch?“ Das war doch eine Möglichkeit, ohne die bittere Erfahrung des Sterbens in die Ewigkeit zu gelangen. „Der Weg ist für alle Menschen gleich. Jeder muss durch seine Tür gehen. Das bleibt niemandem erspart, Gott ist sehr gerecht. Niemand geht einen leichteren Weg. Jeder erleidet das gleiche Schicksal. Du musst so oder so deine Tür finden, die dich in die Ewigkeit führt.“

Unter diesen Gesprächen waren wir an der Mauer angelangt. Als wir vor ihr standen, schien sie noch mächtiger und höher zu sein, als ich von oben gesehen hatte, unüberwindlich. Sie verhinderte den Weg in die Ewigkeit und wirkte unüberwindbar.

„Hier geht mein Weg hindurch?“, fragte ich ungläubig. Das konnte ich mir nicht vorstellen. „Ja, durch deine Tür“, bestätigte mein Begleiter. Da erst fiel mir auf, dass es in dieser Mauer eine Unzahl von Türen gab, eine an der anderen, viele kleine, abgeschlossene Pforten.

„Hier ist irgendwo auch deine Tür.“ Mein Begleiter ging der Mauer entlang. „Hier!“ Da stand ich tatsächlich vor meiner ureigenen Pforte. Sie war noch schmaler als die anderen Türen, mit Eisen beschlagen und sicher. Deutlich konnte ich das Namensschild lesen, das dort angebracht war: Es stand mein Name darauf. Ich klopfte an die Tür. Mein Begleiter lachte: „Noch ist niemand da. Jetzt ist sie noch verschlossen, dahinter befindet sich noch nichts. Erst wenn deine Zeit gekommen ist, stehst du vor dieser Pforte und erhältst Einlass. Dein Tod ist der Schlüssel zu dieser Tür.“

„Was wird sein, wenn ich hier hindurchgehe?“, fragte ich neugierig.

„Diese Pforte ist so schmal, sodass du nichts mitnehmen kannst. Du kannst nicht mit vollen Händen in die Ewigkeit gehen, du musst alles zurücklassen, damit du dich wirklich ganz auf die Ewigkeit einlässt.“

„Und dann, was ist dann, wenn ich auf der anderen Seite ankomme?“

„Dort erwartet dich Jesus. Das erste, was du in der Ewigkeit siehst, ist er. Er nimmt sich Zeit für dich, wird dich empfangen und begrüßen. Dann wird er mit dir reden. Um was es in diesem Gespräch geht, ist nur eure Sache, das betrifft nur dich und ihn. Wie es dann weitergeht, entscheidet Jesus. Er wird mit dir besprechen, wie dein weiterer Weg in die Ewigkeit hinein aussieht.“

Das klang alles sehr ermutigend. Ich konnte meine Neugier nicht zügeln und spähte durch das Schlüsselloch. Mein Begleiter lachte.

Es war so, als würde ich durch einen langen Tunnel blicken, alles war dunkel, nur ganz weit hinten sah ich einen kleinen, sehr hellen Lichtpunkt.

„Das ist genau der Blick, den manche Menschen tun, wenn sie durch Krankheit oder Unfall an den Rand des Todes geraten. Sie stehen vor ihrer Tür und schauen durchs Schlüsselloch. Sie denken, das sei der Tod, aber er ist es nicht. Es ist nur der Blick durch die verschlossene Tür.“

„Ihr meint eine Nahtoderfahrung?“, fragte ich. Mein Begleiter nickte. „Wenn du so willst.“ Dann sah er mich eindringlich an: „Wer zu lange durch dieses Schlüsselloch schaut, bekommt Halluzinationen. Er fängt an, sich dieses und jenes einzubilden, und denkt, dass dieser winzige Ausschnitt das Leben nach dem Tod sei. Er sieht dies und das und interpretiert, was er sieht, und macht sich daraus sein Bild. Doch es geht hier nicht um Spekulationen! Hinter der Tür beginnt ein Neuanfang, dein Neuanfang. Hier wird alles neu und beginnt die Ewigkeit für dich. Du kannst dir das unmöglich vorstellen.“

„Was ist mit den Menschen, die ihrem Leben selbst ein Ende setzen?“, wollte ich wissen. Mein Begleiter dachte nach, die Antwort fiel ihm offensichtlich nicht leicht: „Niemand kann den Zeitpunkt seines Todes selbst bestimmen. Denn erst dann passt der Schlüssel ins Schloss. Wer zu früh kommt, muss hier vor der Tür warten, bis seine Zeit gekommen ist und sich die Tür öffnet, es geht nicht früher.“

„Dann warten sie vor der verschlossenen Tür vielleicht eine lange Zeit?“, das kam mir unglaublich vor.

„Ich kann dich beruhigen: Hier gibt es ja keine Zeit. Außerdem sind wir da. Wer zu früh vor seiner Tür eintrifft, hat viel zu erzählen. Wir nehmen uns alle Zeit der Welt und hören ihm zu. Das ist vielleicht für diesen Menschen das erste Mal, dass ihm jemand zuhört. Und wenn er dann durch die Tür tritt, empfängt ihn Jesus voller Liebe und Barmherzigkeit – und alles wird gut.“

„Mein Herr, was aber ist mit den Menschen, die Jesus nicht kennen oder nicht kennen wollen?“ Diese Frage war mir sehr wichtig.

Mein Begleiter antwortete: „Auch auf sie wartet Jesus und auch sie empfängt er mit seinem Erbarmen. Er ist der Herr über alle Menschen. Wer das nicht akzeptieren will, kann entscheiden: Entweder er wählt die Stadt der Willkür oder er entscheidet sich für den ewigen Tod. Die dritte Möglichkeit ist: Er zieht einen Aufenthalt im Garten der Toleranz dem Leben in Gottes Nähe vor. Dort verbringt er die Ewigkeit mit philosophischem Geplänkel, Flanieren, Plattitüden oder anderen Oberflächlichkeiten und wird dabei leichter und durchscheinender, immer geistiger. Zuletzt wird er zu einem kaum noch sichtbaren Schemen und löst sich schließlich in Luft auf. Für echte Toleranz benötigt man einen Bezugspunkt. Wenn es jedoch gar keine Grenzen mehr gibt, wird auch die Toleranz zum Nebel, der sich im Licht der Wahrheit verflüchtigt.“

„Deshalb habe ich im Garten der Toleranz niemanden gesehen, dort sind sie also alle nicht sehr substanzvoll“, bemerkte ich leichtfertig.

„Du hast manches nicht gesehen“, wies mich mein Begleiter zurecht, „aber das lag eher daran, weil du so sehr mit dir selbst beschäftigt warst.“ Ich schwieg gekränkt.

„Nicht alles ist wichtig für dich, lenke nicht mit vielen allgemeinen Fragen von dem ab, was dich betrifft“, nahm mein Begleiter den Faden wieder auf, „es geht um dich: Dein ganzes Leben ist eine Vorbereitung. Ewigkeit bedeutet die unmittelbare Nähe Gottes: keine Einsamkeit, kein Schmerz, kein Leid, keine Not, keine Bedrohung. Gott für dich und du für Gott – eine untrennbare, immerwährende Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft stiftet Jesus. Deshalb ist es wichtig, dass er dich empfängt. Er wird dich zu Gott begleiten.“

„Und Gott kennt mich?“, fragte ich noch immer zweifelnd.

„Ja! In der Ewigkeit bist du namentlich bekannt. Wenn du durch die Tür trittst, wirst du ganz persönlich begrüßt, man kennt dich, du wirst es sehen: ‚Hier kommt der, der für Frieden und Freiheit gelebt hast und dem Gerechtigkeit wichtig war.‘ Dein Ruf geht dir voraus, man weiß über dich Bescheid, glaube mir: deine Anliegen, deine Vorlieben, alles, was dir ganz

persönlich wichtig ist. Hier wirst du ernst genommen.“ Ich war zufrieden.

Aber mein Begleiter ließ nicht locker:

„Wie willst du begrüßt werden? Vielleicht so: Hier kommt der, der sich nicht beirren ließ, der geliebt hat, wo es schwierig wurde, der versucht hat, alle zu verstehen, der anderen gedient hat? Oder eher: Hier kommt der, der gezweifelt hat, dem alles zu viel war, der sich gern um sich gekümmert hat und dem andere egal waren?“ Er sah mich eindringlich an.

„Dein Leben in der Zeit entscheidet darüber, wie dein Anfang in der Ewigkeit sein wird. Und du weißt ja: Die Ewigkeit zählt, denn sie hört niemals auf.“

Ich weiß nicht, warum ich mich in diesem Augenblick umdrehte. Vielleicht hatte ich hinter mir ein Geräusch gehört, wie das Klappern einer offenen Tür. Aber als ich hinter mich blickte, sah ich meinen Garten, die Terrasse meines Hauses, die offene Tür, die sich im Wind bewegte. Erstaunt wandte ich mich wieder um. Da stand noch mein Begleiter, da befand sich die Tür, mein Pforte zur Ewigkeit.

„So ist es“, sagte mein Begleiter, und das waren seine letzten Worte, bevor er verschwand, „dein Durchgang zur Ewigkeit ist nicht weit von dir entfernt, diese Tür befindet sich in deiner unmittelbaren Nähe. Es ist nur ein ganz kleiner Schritt dorthin.“

Ich stand in meinem Garten. Ich war zu mir zurückgekommen. Ich spürte den frischen neuen Morgen, fühlte mich erholt und ausgeschlafen. Der Tau glitzerte funkelnd im klaren Licht des neuen Tages, die Luft war feucht und belebend. Die Nacht war vorbei, die Erinnerungen an angstvolle Träume verflogen, es gab keinen Nachhauch von Finsternis, alles war neu, alles war anders. Und gleichzeitig war doch alles so wie immer.

Ich betrat mein Zimmer, schloss die Terrassentür und wunderte mich, wo ich die Zeit zwischen der Mitte der Nacht und dem Anbrechen des neuen Tages verbracht hatte. Ich wusste es nicht.

Ich wusste nur: Ich war zu Hause. Und doch, etwas wurde mir klar: Mein Zuhause war nicht meine Heimat. Die lag woanders. Und ich war dort gewesen.

## In der Zeit

### Alltag

Ich gebe zu, dass ich an jenem Morgen sehr verwirrt war und einige Zeit brauchte, um mich wieder zu beruhigen. Mir war nicht klar, ob ich alles tatsächlich so erlebt hatte. Bildete ich mir das alles nur ein? Hatte ich nur geträumt? War meine Fantasie mit mir durchgegangen? Zusätzlich irritierte mich eine einfache, schmucklose Brille, die ich in meiner Tasche fand und die mir eigentlich nicht gehören konnte, weil ich gar keine Brille trage. War sie der Beweis dafür, dass ich alles tatsächlich so erlebt hatte?

Ich habe mich dann gleich an die Arbeit gemacht und meine Erlebnisse aufgeschrieben. Ich habe das so wahrheitsgemäß und gründlich getan, wie es mir möglich war. Trotzdem waren mir einige Episoden nicht mehr so gegenwärtig, sodass ich sie ganz genau hätte beschreiben können. Manches war mir entfallen oder ich hatte mich im Eifer des Gefechtes nicht im ausreichenden Maß um alle Einzelheiten gekümmert. Die Dialoge zwischen mir und meinem Begleiter habe ich aus dem Gedächtnis aufgezeichnet. Ich hatte mein Handy in der Eile des Aufbruchs in der Nacht vergessen – wobei sich die Frage stellt, ob ich in der Ewigkeit überhaupt Empfang gehabt hätte. Ich glaube nicht. Dort geht die Kommunikation auch ohne Handy – vielleicht sogar viel besser als mit.

Ich bitte den Leser um Entschuldigung, dass einige Gespräche verwirrt klingen. Der Leser möge auch manche dumme Frage verzeihen. Das ist der Situation geschuldet: Ich war plötzlich mit einer sehr ungewöhnlichen Situation konfrontiert. Wem gelingt es unter solchen Umständen, einen kühlen Kopf zu behalten, prägnante Fragen zu stellen und geschliffen über hochkomplexe Inhalte zu diskutieren? Mir war es unter diesen Umständen jedenfalls nicht möglich. Manches ist deshalb offen geblieben, manches bruchstückhaft und nur angedeutet. Der Leser möge sich seine eigenen Gedanken machen und selbst die Gespräche führen – so wie er es vermag. Was hätte er gefragt?

Beim nochmaligen Durchlesen meines Berichtes stieß ich selbst auf Widersprüchliches, mir war nicht mehr alles verständlich, was ich erlebt und notiert hatte. Ich versuchte mich zu erinnern, aber ich bekam nicht mehr alles genau zusammen. Ich habe es dann lieber so vorläufig und fragmentarisch gelassen, als noch nachträglich eigene Interpretationen einzubauen.

So war mir zum Beispiel nicht mehr gegenwärtig, ob im Waldland die verborgenen Gestalten Bäume waren oder menschliche Persönlichkeiten. In meiner Erinnerung vermischt sich beides: Menschen, die wie Bäume aussahen, und Bäume, die heldenhaft menschlich wirkten. Ich weiß es nicht genau. Ich denke, dass es beides gab und ich in meiner Verwirrung nicht genau unterscheiden konnte: Wer war Mensch und wer war Baum? Ich war schließlich mit einer mächtigen Armee konfrontiert, die sich im Grenzland sammelte. Ich war in der Minderheit und fühlte mich ausgeliefert – obwohl mir bewusst war, dass mir von diesen Recken aus der Ewigkeit keine Gefahr drohte.

Ebenfalls war mir nachträglich fraglich, wie es sich am Salzsee der Bitterkeit und in der Felsenwüste der Aggression verhielt: Hörte ich hier nur Stimmen oder waren es Dämonen, die ihr Unwesen trieben? Wenn es leibhaftige Dämonen waren – ich habe jedoch niemanden gesehen –, dann könnte das bedeuten, dass Depressionen und Aggressionen von Dämonen hervorgerufen werden?

Aber schließlich begriff ich, dass es hier zwei unterschiedliche Wahrnehmungen gibt – so wie bei vielem anderen auch: die Sichtweise der Ewigkeit und der Blickwinkel der Zeit. Von der Ewigkeit her gesehen waren es eindeutig Dämonen, eigenständige Mächte, die für immer an diesen Ort gebunden waren. Von der Warte der Zeit aus handelte es sich um psychische Krankheiten, die behandelt werden können, weil sie sich zeitlich bemerkbar machen – und deshalb auch wieder aufhören.

Ebenfalls ist mir nachträglich unklar, was passieren wird, wenn Jesus wiederkommt: Wird der Garten der Toleranz in das neue Reich Gottes integriert? Wird die Stadt der Willkür in das neue Jerusalem verwandelt oder wird sie abgebrochen? Wird es das Grenzland nicht mehr geben? Ist der Grenzzaun des Gesetzes dann nicht mehr nötig, weil es den Abgrund der Sünde nicht mehr gibt? Wären dann gar die christlichen Gemeinden überflüssig? Das sind ungeklärte Fragen. Gewiss ist nur: Es wird alles neu! Was das bedeutet, werden wir dann sehen.

### **Was ist die Wahrheit?**

Ich denke, es lag eine tiefe Absicht in der Tatsache, dass mein Begleiter mich als Erstes in den Garten der Toleranz geführt hat. Er wollte mir sicher gleich zu Anfang damit zu verstehen geben, dass all unser Wissen in der Zeit Stückwerk ist. Unsere menschlichen Erklärungen und unsere Lösungen sind vordergründig, sie treffen nicht auf die Ewigkeit zu. Dort sieht alles noch einmal ganz anders aus. Unserem Verstand gelingt es nicht, in die Ewigkeit einzudringen. So müssen wir uns mit vorläufigen Erklärungen begnügen und vieles als nicht erklärbar stehen lassen. Wenn wir versuchen, alles mit unseren begrenzten Möglichkeiten zu

begreifen, erleiden wir Schiffbruch, weil wir uns dann doch schnell im Bereich von Spekulationen bewegen. Ich habe verstanden: Es ist ganz anders! Auch unsere Versuche, alles mit dem Mantel der Toleranz zu bedecken und auf diese Weise als gleich gültig stehen zu lassen, ist nicht hilfreich. Wir müssen uns einfach an den unterschiedlichen Wahrnehmungen reiben. Wir müssen an die Grenzen unserer Möglichkeiten kommen, um demütig oder wenigstens bescheiden zu werden. Die Spannung zwischen dem, was wir wissen – oder ahnen, und dem, was wir nicht begreifen können und das wir deshalb stehen lassen müssen, ist wichtig, sie macht unser Leben spannend und reich. Wir bleiben durch sie wach und aufmerksam, immer auf der Suche, immer bereit, dem Ungewöhnlichen zu begegnen. Nur wer innerlich offen und bereit ist, auch ganz neue Gedanken zu denken und sich auf konträre Sichtweisen einzulassen, gewinnt Weite.

Die Wahrheit ist nicht so eindeutig, wie wir es gern hätten, denn wir urteilen aus unseren speziellen und deshalb verschiedenen Blickwinkeln. Was wir für wahr halten, sagt mehr über unseren eigenen Standpunkt aus, als wir ahnen. So ist es zum Beispiel mit dem Schloss am Rande der Stadt der Willkür: Für meinen Begleiter, der aus der Ewigkeit kommt, ist dieses Schloss eine Exklave, ein Ort der Ewigkeit in der Zeit, ein Vorposten im fremden Land. Für einen Bewohner der Stadt – oder für uns aus der Zeit – ist dieses Schloss jedoch eine Enklave: ein fremdes Einsprengsel in unser Hoheitsgebiet. Es ist die Frage, wozu wir gehören: Sind wir ein Bürger der Ewigkeit in der Zeit oder ein Eindringling der Zeit im Land der Ewigkeit – so wie ich es auf meiner Reise war? Dieser feine Unterschied hat große Auswirkungen auf unsere Betrachtungsweise. Ich habe mir seit meiner Reise angewöhnt, alles mehr von der Ewigkeit her zu betrachten, und merke dabei verblüfft, dass das einen gewaltigen Unterschied ausmacht. Wenn ich die Situationen meines Alltags von der Ewigkeit her anschau – soweit mir das überhaupt gelingt –, dann sehe ich vieles ganz anders. Manches ist mir nicht mehr so wichtig, anderes, oft Nebensächliches, wird bedeutsamer. Auf's Ganze gesehen kann ich jetzt gelassener auch mit problematischen Umständen umgehen. Ich weiß, ich habe Zeit, es muss nicht alles nach meinem Kopf gehen. Nicht mein Erfolg zählt, sondern meine Absicht, es ist vieles noch möglich – in der Ewigkeit.

Um es noch einmal deutlich zu sagen: Es ist meine Wahrheit, die ich hier aufgezeichnet habe, meine Sichtweise der Dinge. Es ist der Bericht meiner Reise. So habe ich verstanden, was ich erlebt habe. Ich habe es mit *meinen* Augen gesehen. Der Leser wird nicht umhinkönnen, sich seine eigene Meinung zu bilden: Vielleicht wäre es gut, er machte sich selbst auf die Reise, um mit *seinen* Augen zu sehen? Es ist möglich, dass er dann mit ganz eigenen Erfahrungen zurückkommt, vielleicht manches erlebt, was mir sogar widerspricht. Weil alles so vielschichtig ist und von unserem eigenen Sehvermögen und Interpretieren abhängt, kann sich niemand auf erklärte Tatsachen verlassen, werden sie noch so überzeugend vorgebracht. Ich bin überzeugt von dem, was ich aufgeschrieben habe, aber ich weiß, dass auch das vorläufig ist, nicht der Weisheit letzter Schluss. Erst das Ende wird zeigen, wie es wirklich war und wie es wirklich sein wird. Gut möglich, dass auch ich mich dann korrigieren muss. Wir sind alle Bettler an der Tür zur Ewigkeit und jeder bekommt nur ein kleines Scherflein aus der Ewigkeit ausbezahlt. Was jeder empfängt, ist nur ein Bruchstück. Aber das genügt, und deshalb lohnt es sich, sich hier an dieser Tür herumzudrücken. Wenn wir alles, was wir wahrnehmen, wenn wir uns vor der Tür zur Ewigkeit aufhalten – oder durchs Schlüsselloch linsen –, zusammenlegen, ergibt es vielleicht ein größeres, umfassenderes Bild, das mehr und mehr dem Kommenden entspricht. Aber keiner maße sich an, er besäße die allein gültige Wahrheit! Das gilt auch für mich.

Ich war eine Zeit lang versucht, meinen Bericht mit Bibelstellen zu belegen. Aber dann sah ich ein, dass das nicht legitim ist. Ich hätte meine eigene Wahrnehmung mit ewig gültigen Argumenten beweisen wollen. Ich hätte die Bibel damit für meine Zwecke missbraucht. Ich bin überzeugt, dass ich viele Bibelstellen hätte finden können. Aber es wäre der falsche Weg gewesen: Ich hätte etwas behauptet und dann danach gesucht, ob es auch so vom Wort Gottes bestätigt wird. Wir sollen aber zuerst danach fragen, wie Gottes Meinung aussieht und was in der Bibel steht, um uns dann daran anknüpfend eigene Gedanken zu machen. Ich rate auch keinem, der meinen Bericht liest, anhand meiner Beschreibung weitergehende Schlüsse zu ziehen und vielleicht sogar berechnen zu wollen, wann der Moment des Endes gekommen ist – des eigenen und das der Welt. Das kann alles auch noch einmal ganz anders sein, denn Gottes Ewigkeit ist nicht unsere Zeit. Wir werden uns gedulden müssen. Wir sind herausgefordert abzuwarten und trotzdem jederzeit bereit zu sein.

Ebenfalls rate ich niemanden, meine Reise zu kartografieren. Diese Landkarte könnte sich als irreführend erweisen. Jeder muss seinen eigenen Weg gehen. Und die Ewigkeit ist ein weites Land mit unendlich vielen Möglichkeiten, für uns „Zeitlinge“ weitgehend unerforscht. Dieses Land lässt sich nicht festschreiben und fixieren. Auch wenn wir es dann selbst einmal durchstreifen, werden wir feststellen, dass es hier Tausende Wege gibt, die auf keiner Landkarte jemals verzeichnet werden. Jeder findet seine eigene Landschaft vor und trotzdem ist es ein Land für alle. Fasse es, wer kann.

Inzwischen hat mich der Alltag eingeholt. Ich spüre, wie vieles wieder beschwerlich wird. Dort in der Ewigkeit war alles ganz klar, eindeutig und ohne jeglichen Zweifel. Hier muss ich mich nun mit mir selbst, meiner persönlichen Wahrnehmung und den Widersprüchen meines Lebens auseinandersetzen. Was dort ein sehr verständliches Gleichnis war, ein unmissverständliches Bild, muss ich hier versuchen mit missverständlichen Worten zu erklären. Ich müsste zu jedem Vorgang einen ausführlichen Kommentar verfassen, eine genaue Auslegung und detaillierte Erklärung. Und damit beginnen die Probleme. Ich werde ständig mit meiner Begrenztheit konfrontiert. Ich will etwas so erklären, dass es verstanden wird, aber ich benötige dazu viele Worte und Umschreibungen, spüre, wie zwiespältig und wackelig alles klingt, will es noch besser begründen und schaffe es nicht. Die Sprache ist eine brüchige Brücke. In der Ewigkeit werden wir sehen, verstehen und alles sofort begreifen – ohne dass wir etwas umständlich erklären müssten. Dort ist alles verständlich, eindeutig und ohne Widersprüche – für jeden.

Hier in meinem Alltag muss ich mich darum bemühen, meine Meinung plausibel zu vertreten. Ich treffe auf Widersprüche und konträre Meinungen. Es gibt Menschen, die meinen Bericht für naiv halten und sagen: „Er genügt nicht.“ Natürlich ist er ungenügend, muss er es sein! Andere werden sagen: „So darf man das nicht schreiben!“, und sich empört dagegenstellen. Wieder andere werden kritisieren, dass ich nicht ausreichend sauber theologisch gearbeitet hätte, dass manches sehr anfechtbar sei, nicht durchdacht oder sogar leichtfertig: „Wie kann man nur einen solchen Bericht schreiben, ohne einen Beweis!“ Auf solche Reaktionen muss ich mich einstellen, denn wir sind in der Zeit. Die Zeit bedeutet Auseinandersetzungen, Darstellungen und Gegendarstellungen ein – möglichst faire – Ringen um Positionen. Das macht das Leben in der Zeit herausfordernd – für mich jedenfalls. Aber so ist es. Ich kann der Zeit nicht entfliehen. Ich muss – und will – das aushalten. Erst in der Ewigkeit wird es anders: leichter und unbeschwerter. Dort kann sich niemand mehr beschweren, denn jeder hat einen umfassenden Blick, und es ist steht ihm alles zur Verfügung, was er braucht. Alle Bedürfnisse werden gestillt. Meine heutige Sicht dagegen ist in manchem widersprüchlich, nicht in allem stimmig und logisch, eben bruchstückhaft. Was

ich sehe und erkennen kann, ist immer nur ein Detail, eine Gesamtschau ist nicht möglich – noch nicht. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als das Fragmentarische meines Lebens in der Zeit zu akzeptieren.

### **Zwischen Traum und Wirklichkeit**

Ich gebe zu, ich bin ein Träumer. Schon in der Kindheit wurde ich gefragt: „Träumst du schon wieder?“ Nein, ich träumte nicht, ich war nur mit meinen Gedanken woanders.

Aber ich kenne unterschiedliche Träume: Als Junge waren es Abenteuerträume, ich besiegte die schwierigsten Umstände – was in der Realität nicht so war. In meinen Träumen war ich der Held, der Gute. Dann kamen etwas später die Träume vom Erfolg: Ich sah mich beim zielsicheren Anstieg der Karriereleiter. Auch das war in der Realität nicht so – im Gegenteil. Dann kamen die Träume von Versagen und Einsamkeit: Ich befand mich nackt unter Menschen. Diese Träume waren nicht schön, und wenn ich erwachte, zeigte sich, dass sie Wirklichkeit waren. Dann – noch viel später – kamen die Träume, in denen ich etwas Schlimmes beobachtete, das ich nicht verhindern konnte. Ich konnte mich nicht rühren, war gelähmt und musste mitansehen, dass Unrecht geschah. Ich schaffte es nicht und kam grundsätzlich zu spät. Auch diese Träume waren schlafraubend und unangenehm – vor allem weil ich in der Realität immer wieder genau das Gleiche erlebte.

Wenn ich heute Träume habe, gehören sie manchmal zu der Sorte, die in Joel 3,1 erwähnt werden: „... und eure Söhne und Töchter sollen weissagen, eure Alten sollen Träume haben und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen.“

Ist es an der Zeit, dass die Alten Träume haben? Ich gehöre nun zu diesen Alten. Wenn meine Träume aber tatsächlich dieser Art von Träumen entsprechen, dann möchte ich sie ernst nehmen. Dann sind sie nicht nur Tagträume, Einbildungen, Utopien oder die Auswirkungen einer blühenden Fantasie. Wenn es Zeit ist, dass Alte Träume haben und mein Bericht ein solcher Traum ist, dann hat er eine Bedeutung. Nur: Ich kann das selbst nicht beurteilen. Das mögen andere tun. Aber es würde auch bedeuten, dass wir den Mut bekommen sollten, über unsere Träume zu reden. Das betrifft auch – und gerade – die alten Menschen, die sich gern in ihre eigenen Denkgebäude zurückziehen. Wir müssten die Grenzen unseres Verstandes sprengen und uns über die Bereiche austauschen, die mehr umfassen: Gefühle, Eindrücke, Vorstellungen, Wünsche und vieles mehr. Natürlich wird es dann lästig, denn wir verlassen den sicheren Boden. Wir sind dann herausgefordert, mehr noch als bisher aufeinander zu hören und einander wahrzunehmen. Wir dürften dann nicht gleich kritisch bewerten, beurteilen und verurteilen, sondern müssten feinfühlig herausfinden, was hinter dem steckt, was wir einander an Bildern, Gleichnissen und vorläufigen Gedanken mitteilen. Wir müssten offener und bereiter werden, auch das Ungewöhnliche, Absurde und Sonderbare zu denken – ohne es gleich abzuwehren oder uns angegriffen zu fühlen. Es könnte unseren Blick weiten.

Ich bin mir sicher: Aus der Ewigkeit kommen viele Träume, die Hoffnung machen, sie sind Boten Gottes zu unserer Ermutigung. Mein Begleiter auf der Reise würde sicher sagen: „Träume sind unser Mittel, die Menschen wach zu halten. Sie nähren die Sehnsucht. Wer keine Sehnsucht mehr hat, hat sich an die Gegenwart verkauft, für den gibt es kein Morgen, das besser ist als das Heute. Es gibt Geheimnisse, die ein Rätsel bleiben müssen, damit wir ihnen nachgehen, um dabei wichtige Entdeckungen zu machen.“

Für mich hat sich auf meiner Reise erwiesen, dass das Leben nur eine Vorbereitung ist. Es gibt mehr. Wir leben in der Zeit, in einem kleinen Raum, fast wie in einem Gefängnis. Das erkennen wir in der Ewigkeit – oder wenn wir uns aus der Perspektive der Ewigkeit

betrachten. Die eigentliche Wirklichkeit liegt hinter dem Horizont unseres Verständnisses, hinter unserer Wahrnehmung, hinter unseren Möglichkeiten. Zudem ist uns dieser Horizont auch noch oft mit vielem anderen und Dringendem verstellt. Erst am Tag unseres Todes geht die Tür auf – unsere eigene Tür, und wir treten ins Freie und erleben endlich die Weite, die hinter unseren Begrenzungen liegt. Wir treten ein in die Ewigkeit.

Nachdem ich von meiner Reise zurückgekehrt war, habe ich mir vorgenommen, ich möchte fähig werden für die Ewigkeit. Ich will mich vorbereiten. Wenn ich daran denke, dass die Ewigkeit meine Zukunft ist, spüre ich die Gelassenheit der Vorläufigkeit. Ich bekomme Sicherheit aus dem Bewusstsein, dass nichts endgültig ist, was zur Zeit gehört. Ich kann Fehler machen, sie bestimmen nicht mein Leben. Ich kann über Missgeschicke und mich selbst lachen. Humor zeigt mir, dass ich über den Dingen stehe. Ich muss mich nicht so ernst nehmen oder mich wichtigmachen.

Ich will ewigkeitstauglich sein. Für mich bedeutet das, dass ich in der Gegenwart leben möchte – mit großer Offenheit für die ganz andere Zukunft. Ich lebe im Heute, ohne das Morgen aus dem Blick zu verlieren. Seitdem ich unterwegs war, bin ich mir sicher: Es gibt weit mehr als den momentanen Augenblick. Ich kann mich selbst vergessen, ich muss mich nicht egoistisch nur um mich selbst kümmern – denn mir steht alles zur Verfügung und meine Zukunft ist sicher.

Das Ende ist ein neuer Anfang. Ich bin noch auf dem Weg, habe noch nicht alles verstanden. Ich gehe los, lasse mich ein, bin nicht nur passiver Beobachter, sondern selbst beteiligt. Durch mein aktives Zuschauen und Wahrnehmen greife ich ein, werde ich zu einem Teil des Ganzen, bin ich aktiver Gestalter. Ich gehe in die Bewegung hinein, dort wo sie am stärksten ist. Die Bewegung ist der Fluss der Zeit. Ich habe keine Angst unterzugehen. Ich bleibe nicht außerhalb – das wäre auch gar nicht möglich, sondern ich gehe mit der Zeit, stelle mich ihr nicht entgegen, sondern werde von ihr getragen wie in der Strömung eines Flusses. Bliebe ich außerhalb, hätte ich keine Chance, denn die Zeit zieht vorbei, ob ich mit ihr gehe oder nicht, ob ich mit ihr etwas anfangen oder ob ich sie vergehen lasse.

Ich gestalte die Zeit – meine Zeit! Ich lasse mich auf sie ein, indem ich Anteil nehme und Anteil gebe, mich beteilige, mich einmische, sie verändere. Ich sehe, was geschieht, und handle. Ich frage mich: Wo ist mein Teil? Was ist mein Part? Ich lasse mich auf das andere ein – auch auf die Menschen in ihrer Andersartigkeit. Denn sie sind genauso wie ich auf dem Weg zur Ewigkeit.

Ich sage zu mir – und auch dies könnten Worte meines Begleiters sein:

„Dort, wo du bist, bist du am richtigen Platz. Du musst nicht woanders sein. Hier findest du das, was jetzt für dich dran ist. Jeder Augenblick ist kostbar und eines der Bauteile, aus denen sich die Ewigkeit zusammensetzt. Die Umstände sind weniger gegen dich, als du denkst. Du bewertest sie oft falsch, schätzt sie als feindlich oder bedrohlich ein. Das sind sie meistens nicht, im Gegenteil, sie bringen dich voran.

Auf deinem Weg kommst du an alle Stationen, die für dich wichtig sind, wenn du ihn gehst. Er ist die ideale Vorbereitung für dich, um in der Ewigkeit anzukommen und dort zu leben. Alles, was du erlebst, hat eine Bedeutung für die Ewigkeit. Es ist nur die Frage, welche? Finde das heraus, so gut du kannst.

Zu Hause kannst du überall sein, wenn du dich sozialverträglich verhältst. Heimat jedoch ist dort, wo du verstanden wirst und selbst verstehst. Deine Heimat liegt in der Ewigkeit.“

Der Zug meines Lebens, einmal aufs Gleis gesetzt, hatte anfänglich Anlaufschwierigkeiten. Er rappelte und wackelte, bei jeder Weiche gab es heftige Stöße, die Räder rieben kreischend

an den Geleisen. Aber letztlich war er in Fahrt gekommen und hatte Tempo aufgenommen. Es gab ein Ziel, es gab einen Fahrplan. Ich wollte ihn einholen und das Ziel erreichen. Die ersten Verspätungen hatte ich bald aufgeholt. Und einmal in Fahrt, machte das Unterwegssein richtig Spaß. Und langsam setzte sich bei mir die Gewissheit durch, dass ich ankommen würde und zur richtigen Zeit den richtigen Endbahnhof meiner Reise erreichen würde.

Wenn mich Zweifel überfallen und es mir unglaublich erscheint, dass ich auf dem Weg zur Ewigkeit bin, dann setze ich meine Brille auf, diese einfache, unscheinbare Brille des Glaubens, und schaue hindurch und denke: Es ist alles wahr, was ich gesehen und erlebt habe. Für mich ist es tatsächlich wahr.

Und dann weiß ich, dass es für mich eine Tür gibt – meine eigene Tür – und dass Jesus dort auf mich wartet. Wenn ich hindurchgegangen bin, wird er mich begrüßen und in die Ewigkeit einführen. Dann bin ich am richtigen Platz, dann bin ich angekommen. Dann gibt es keine Veränderung mehr und keinen ungewissen Weg. Dann habe ich meine Heimat erreicht. Dort kann ich bleiben – von Ewigkeit zu Ewigkeit.